

Reisebilder aus Marocco

von

Prof. Dr. K. v. Fritsch.

Erster Theil. Die Küstenplätze.

(Fortsetzung.)

Masaghan (El Bridescha) und die Küste südlich von dort bis Suerah.

In den letzten Junitagen konnten wir El Bridescha flüchtig kennen lernen. Masaghan liegt in einer Umgebung, die landschaftlich ebenso wenig Anziehendes zu bieten scheint als Casa blanca und sogar in naturhistorischer Beziehung vielleicht hinter diesem Platze zurückbleibt, obwohl Greeff und Haeckel Masaghan als Paradies für Herpetologen preisen, und obwohl wir nicht ohne Befriedigung hier Petrefacten und Insecten sammelten.

Dagegen ist die Stadt als solche interessanter; sie ist der einzige Platz dieser Küste, wo die Mehrzahl der Häuser in europäischer Art gebaut und die Strassen wohl gepflastert sind, der einzige Hafen, in welchem grössere Bauten sich befinden, namentlich die Anlage besonderer ummauerter Landungs-Bassins, die die Ausschiffung bei jedem Wetter erleichtern. Wenn nur die Maroccaner diese Arbeiten weiter geführt und erhalten hätten!

Sie selbst sind unschuldig an der europäischen Bauart der Häuser und an der Anlage der Landungsbassins; sie haben die Stadt von den Portugiesen übernommen, welche dieselbe 1506 gegründet und erst 1770 verlassen haben. Auch die portugiesischen Stadtmauern sind fester als die von Landeskindern an anderen Stellen gebauten. Das bedeutendste Bauwerk, das von den alten Besitzern der Stadt übrig ist, sahen wir im amerikanischen Consulate. Es ist eine colossale unterirdische Wasserkammer, welche die Stadt bei Belagerungen vor dem Mangel an Trinkwasser schützen musste, die jetzt aber voll trüben Wassers ist. Dies Wasserreservoir ist eine quadratische, etwa 30—33 M. lange und breite, unterirdische, stark gewölbte Säulenhalle, deren Dach durch die Wände und durch 5 Reihen von je fünf Säulen getragen wird. Jede der runden Säulen ist etwa einen halben Meter stark, und die Entfernung von Säule zu Säule, bezüglich von Säule zu Wand beträgt ungefähr 5 Meter. Zwischen den Säulen findet sich ein flachbogiges Kreuzgewölbe von ca. 2 Meter Höhe über den einfachen, aber unter einander verschiedenen Kapitälern der Säulen und der Gurtbögen an den Wänden, an denen unter diesen Kapitälern keine vorspringenden Pfeiler angebracht sind. Das

Wasser soll bei unserem Besuche etwa $2\frac{1}{2}$ Meter tief gewesen sein, stand aber $\frac{2}{3}$ Meter oder 3 Schuh unterhalb der Kapitäle. Es ist erfreulich, dass der gewaltige Bau erhalten wird, obwohl man das Reservoir nicht mehr, oder doch nur zum Giessen des theilweise unmittelbar darüber angelegten Gartens benutzt. Nur die etwa in der Mitte befindliche Öffnung nach oben ist durch Ausbrechen etwas erweitert worden.

Auch bei Masaghan steigt das Land sehr allmählich an, am Strande springen nur einzelne feste Felsriffe vor, Klippen von beachtenswerther Höhe finden sich nicht, nur Dünensandhügel an der Küste. Die erwähnten Küstenriffe und der Kern der Dünenhügel bestehen vornehmlich wie bei Casa blanca aus verhärtetem Dünengestein, grossentheils nur aus Resten von *Helix pisana* und anderen lebend noch dort vorkommenden Binnenconchylien gebildet. Ostwärts von der Stadt bemerkt man noch einige ähnliche Muscheltrümmergesteine mit Resten von *Cardien* etc. Ueber diesen liegt an einer Stelle ein mergeliger, nicht eben fester Kalkstein, der eine eigenthümliche Fauna von Süswasserconchylien einschliesst. Diese Schnecken und Muscheln sind grossentheils erst eingebettet worden, nachdem sie sich mit einer 1—2 mm dicken Kruste von dichtem (Algen-) Kalk bedeckt hatten. Da die hier gesammelten fossilen Species von *Melanopsis*, *Melania* und *Unio* uns lebend nirgends in anderen Theilen des Landes aufstiessen, bedauern wir doppelt, dass wir keine Zeit hatten, die etwa 2 Stunden ostwärts von Masaghan gelegene Mündung des Flusses Asamor zu besuchen, in dem vielleicht diese Conchylien noch fortleben. Viel wahrscheinlicher ist es indess, dass wir es mit erloschenen, oder doch jetzt dieser Gegend fremden Formen zu thun haben, dass also seit der Bildung des genannten Gebirgs-gliedes wesentliche Veränderungen der Form eingetreten sind, und dass das Gestein als ein tertiäres, wohl pliocänes; gelten kann, obschon in einem andern etwas härteren Kalkstein, der unter dem Süswassergestein bricht, *Helix pisana* vorkommt.

Etwa eine deutsche Meile westlich von Masaghan unweit Cap Blanco erhebt sich an der Küste ein gewaltiger Thurm, der von einigen Forschern auf römischen oder carthagischen Ursprung zurückgeführt wird, indem man dessen Namen „Tit“ als Thurm des Titus deutet.

Von Masaghan an sind Wälder und frisches Grün an der Küste seltener zu sehen, oft aber einförmig braune Landstriche statt der grünen. Die höher gelegene Binnenlandmasse tritt allmählich näher ans Meer. Ueber gelben Feldern erhebt sich das Land zu einer grauweiss gefärbten Inlandklippe, die wohl den Westrand eines Plateaus bildet. An einzelnen Stellen zeigen sich dicht bei der See niedere braune Küstenfelsen, die weiter nordwärts auch schon öfter auffielen, die aber

nun, unweit Cap Cantin mit der nach einigen Unterbrechungen durch kleine Thäler immer deutlicher hervortretenden höheren grauen Inlandklippe zusammenstossen, so dass südlich von dem genannten Cap, wo die Küste sich südwärts wendet, nur noch steile Uferklippen zu sehen sind. Deren Felsschichten treten deutlich hervor und sind nur bei der Stadt Safi oder Asfi selbst durch eine schmale Einsenkung unterbrochen. Die Schichten sind fast horizontal, indess zeigt sich nördlich von Safi ein schwacher Sattel.

Es hat uns sehr leid gethan, dass wir weder auf der Hinreise noch auf dem Heimwege in Safi das Land betreten und jene Klippen untersuchen konnten, die übrigens 1871 durch Hooker und seine Begleiter bekannt geworden sind, aber wohl noch genauerer geognostischer Untersuchung werth wären, wie auch die noch steileren Küstenklippen südlich von Safi.

Hier mag es genügen aus Maws Aufsatz im quart. journ. Lond. géol. soc., Maiheft 1872, daran zu erinnern, dass in einem der Felsbänder von Suffi cretaceische (wohl cenomane) Fossilien: *Exogyra conica*, *Ostrea Boussingaulti* et *Leymeryi* erkannt worden sind, und dass einige engl. Meilen weiter südlich, an der „Judenklippe“ von Hooker ein tertiäres (miocänes) Felslager aufgefunden worden ist, in welchem neben einer der *Ostrea Virleti* verwandten *Auster* und einem unbestimmbaren *Pecten* ein merkwürdiger Echinid, *Rotuloidea fimbriata* Eth. vorkommt, identisch mit einer Species der miocänen Petrefactenschichten von las Palmas auf Canaria, welche ich bei D. Miguel Maffiotte gesehen, selbst aber auf Canaria nur in einem ganz unvollkommenen Bruchstück gesammelt habe. Von Safi erstreckt sich die Klippenwand, obwohl stellenweise — namentlich beim Ausfluss des Tensiffusses — unterbrochen, und bald der Küste mehr genähert bald sich von ihr entfernend, bald niedrig, bald höher, bald steil, bald sanfter geneigt, bis in die Gegend von Mogador. Etwa halbwegs zwischen diesen beiden Häfen, doch näher an Mogador werden diese niedrigen Gehänge überragt von der Bergmasse des Djbel Hadid, der, etwa 650—800 m ansteigend, von der See her domförmig erscheint, in Wirklichkeit aber ein zwar breiter, aber doch langgestreckter Bergrücken ist. Es ist die einzige von der See aus sichtbare höhere Erhebung des Landes, welche nördlich von den Vorbergen des Atlas ihre Umgebung bedeutend überragt.

Mogador (Suerah).

Mogador oder ar. Suerah ist der südlichste und wichtigste Handels-hafen der atlantischen Küste von Marocco. Die Stadt liegt nur 6 Stunden

entfernt von Djbel Hadid und unweit der westlichen Ausläufer des Atlas. Selbst von der See vor Mogador aus sieht man bei klarem Wetter einige von dessen beschneiten Gipfeln über das flachwellige Hügelland in Ost-südosten hervorragend, wenn auch in so grosser Ferne, dass die mächtige, weiter nördlich vorliegende dunkle Bergmasse von Mtuga fast imposanter erscheint als die kleinen helleuchtenden Hochgebirgsspitzen. Doch gehört besonders günstiges Wetter dazu, um solchen Anblick von der See oder von Mogador aus zu geniessen, da wir von Safi an südwärts uns in der Region der Passatwolken befinden, die fast jeden Tag den Himmel trüben und die Fernsicht beeinträchtigen, meist nur auf einige Stunden verschwindend. Der Passatwind, von dem grossen Continent angezogen, wird hier aus der nordöstlichen Richtung in eine nordnordwestliche gedrängt, und in Folge dieser Continentalanziehung weht er noch stärker als auf Madeira und auf den Canaren. Es ist ein kühler und feuchter Luftstrom, der das Klima Mogadors und seiner Umgebung, bis an den Höhenzug hin, der die Küstenlandschaft gegen die grosse Ebene von Marocco abgrenzt, bedeutend kühler macht, als man in dieser Breite erwarten sollte. Der Passat erhält in dieser Küstenzone eine ausgedehnte Waldvegetation und scheint namentlich dem Arganbaume unentbehrlich zu sein. Endlich verjagt dieser Wind bösertige epidemische Krankheiten, so dass Fieber in Mogador selten sind, während Safi, durch den nördlich vorliegenden Höhen- und Klippenzug mehr vor dem Winde geschützt, und nicht minder die zwar offenliegenden aber weniger von dem Passat berührten nördlicheren Küstenorte im Spätsommer und Herbst für sehr ungesund gelten.

Thermometrische und barometrische Beobachtungen über Mogadors Klima wurden seit einigen Jahren von dem verdienstvollen, leider jetzt (1878) nicht mehr lebenden, dortigen französischen Generalconsul Beaumier angestellt und theilweise im bulletin de la société géogr. de France veröffentlicht. Wenn nun auch die Temperatur Mogadors nie sehr hoch ansteigt und ziemlich gleichmässig ist, indem weder von Tag zu Nacht, noch von Tag zu Tage oder von Sommer zu Winter starke Schwankungen hervortreten, so halte ich es doch für einen Irrthum französischer Aerzte, wenn sie diesen Punkt als Kurort für Lungenkranke empfehlen. Denn der starke Wind, der einen grossen Theil des Jahres hindurch oft sturmartig weht und auf dem Lande meist Sand und Staub in lästiger Menge mit sich führt, ist einer schwachen Lunge gewiss nicht zuträglich; sind doch auch Lungenaffectionen unter der dortigen Bevölkerung keineswegs so selten, als Dr. Thevenin und Dr. Sceaux von Marseille angegeben haben. Wir wurden während unserer Anwesenheit vielfach als Aerzte consultirt, zumal wir kein Honorar forderten und annahmen,

und so wurden wir an einem einzigen Abend von vier lungenleidenden Damen zu Rathe gezogen.

Welcher Arzt sollte auch einen Kranken an einen so kahlen und weder Spaziergänge noch geistige Anregung bietenden Ort schicken, wie es Mogador ist! Die Stadt liegt auf einem kleinen Vorsprung der Küste, rings umgeben von dem brausenden Ocean und von einem Sandmeer, welches ein abschreckendes Wüstenbild uns darbietet. Dünen beweglichen Flugsandes breiten sich beiderseits an der Küste aus und steigen an dem ostwärts gelegenen Hügelrande bis zur Höhe hinauf. Kümmerlich gedeihen Gewächse in den von Häusern und Mauern umgebenen kleinen Gärten innerhalb der Stadt; bei deren östlichem Thore stehen zwei oder drei vereinzelte Dattelpalmen und wenige schwach belaubte Feigenstämme, mehr buschartig als baumförmig erwachsen. In der bewässerten Niederung dicht östlich bei der Stadt finden sich einige Gemüsegelder, die man durch Zäune dürrer Retamenreiser nothdürftig gegen den andringenden Flugsand schützt, darauf aber allein beschränkt sich die Vegetation in der unmittelbaren Umgebung der Stadt, die wie alle anderen hier ihre Unrathhaufen vor den Thoren, und unreine enge Gassen besitzt. Dabei sind selbst die besten Häuser dumpf und feucht, weil man sich scheuen muss mit frischer Luft auch Massen von Staub in die bewohnten Räume eindringen zu sehen.

Dass überhaupt eine Stadt hier liegt, ist nur dadurch zu erklären, dass hier für die Schifffahrt ein nicht ganz ungünstiger Ankerplatz sich findet, der freilich keineswegs ganz sicher ist, wie die aus dem Sande und aus den Wellen aufragenden Reste von Schiffswracken dicht südlich bei der Stadt beweisen. Das kleine Vorgebirge, auf dem Mogador erbaut ist, verlängert sich nämlich nach Südwesten hin in einer Reihe von Klippen und Inseln, von denen eine, obschon von den Wogen ziemlich ausgehöhlt und zerrissen, einen nicht unbeträchtlichen Umfang hat.

Zwischen den Inseln und der Küste befindet sich der Ankerplatz, zugänglich hauptsächlich durch einen engen Meerescanal zwischen der grossen Insel und den kleinen Eilanden und Felsriffen. Bei stürmischem Wetter ist es nicht rathsam, durch diesen Kanal zu steuern und nahe den Riffen das Schiff festzulegen. Wir selbst sahen einen Dampfer zwei Tage lang vor der Stadt kreuzen, bevor er einlaufen konnte. Mit etwas gutem Willen seitens der Regierung würde es ein Leichtes sein, mit verhältnissmässig wenigen Kosten einige der Riffe wegzusprengen, die übrigen zur Anlage eines Molo mit zu benutzen und so einen vollkommen sicheren Hafen zu schaffen. Auch der relative Schutz, den die Inseln dem Hafen gewähren, würde Mogador nicht zu einem bedeutenden Platze machen, er würde höchstens bei der Abwesenheit eines anderen

zu Quarantänezwecken dienlichen Eilandes an der maroccanischen Küste der Sammelplatz der von Mekka heimkehrenden maroccanischen Pilger, der Hadschi, sein, wenn demselben nicht andere Vortheile zu Gute kämen durch die noch schlechtere Beschaffenheit der Rhede von Safi und durch den Verschluss des besten nordwestafrikanischen Hafens: dessen von Agadir en Irin oder Santa Cruz del mar pequeño an dem westlichen Ende des Atlasgebirges.¹

Weil die Bevölkerung der jenseit des Gebirges wohnenden Stämme von Marocco grossentheils unabhängig ist, hat der Sultan des Moghreb el Aksa den fremden Mächten jenen Hafen verschlossen und dem Beherrscher von Sus zollfreien Ausgang seiner Waaren aus Mogador zugesagt.

So kommt es, dass die Waaren von und nach der Stadt Marocco nicht über Safi sondern über Mogador gehen, obwohl letzterer Ort mehr als eine Tagereise weiter als Safi von der genannten Hauptstadt entfernt ist, und so wird Mogador bis zur Wiedereröffnung des Hafens von Agadir der Haupt-Stapelplatz von Sus, Tekna, Wadi Nun und Wadi Drah, ja sogar für den Sudan mit Timbuctu bleiben, ganz abgesehen von dem in unmittelbarer Nähe gelegenen Landstriche von Schiodma, Mtuga und Haha. Sus ist von den genannten Landstrichen der wichtigste, denn dies kleine Königreich bildet eine der productenreichsten Landschaften von Nordwestafrika. In den kurzen Tagen unseres Aufenthaltes in Mogador sahen wir mehrfach bei unserem Gastfreunde Herrn Cohen, der den Handel mit Sus fast allein in seiner Hand hat, grosse Züge beladener Kameele von dort ankommen.

Wegen der eigenthümlichen Zustände des Landes ist es ziemlich schwer, von dem ganzen Umfange des Handels von Mogador ein richtiges Bild zu gewinnen. Gestützt auf die uns seitens der deutschen Reichsregierung mitgegebenen Empfehlungen erbaten wir von dem spanischen Viceconsul Ponte eine amtliche Zusammenstellung der bei der Douane des Ortes im Jahre 1871 versteuerten importirten und exportirten Waaren, eine zweite die drei Jahre 1869 bis 1871 umfassende Zusammenstellung erhielten wir von dem italienischen Consul, Herrn Bolelli, der seine Stellung bei der Sanitätsbehörde benutzt, möglichst sorgfältige Handelsberichte zu sammeln und seiner Regierung zu übermitteln. Die beiden Angaben weichen naturgemäss von einander ab, da ja die Verzollung vielfach umgangen wird, und da Herr Bolelli wiederum zur

¹ Dem Jahresberichte der Gesellschaft der Vaterlandsfreunde zu las Palmas, Canaria, für 1877 entnehmen wir die auch für den deutschen Handel hochwichtige Nachricht, dass 1877 in Agadir eine europäische Handelsfactorie errichtet worden ist.

Vereinfachung seiner Tabellen unwichtige Artikel weglässt oder einer Hauptrubrik einreihet.

Ich will hier nur kurz hervorheben, dass trotz der Hemmnisse, welche der Handel Mogadors durch den deutsch-französischen Krieg und durch die Aufstände in Marseille erfuhr, 1871 sich der Werth der exportirten Rohmaterialien über 7851000 fr. belief (worunter allein an Straussenfedern fast 5500 \mathcal{Z} . für 571000 fr.), der Werth der importirten Waaren aber auf 7448000 fr. hoch erhob.

Unter den Exportartikeln stehen oben an die Ziegenfelle, die fast ausschliesslich nach Marseille gehen, ferner Schaffelle, Wolle, Esparto zur Papierfabrikation in England, Mandeln, Wachs, Gummi arabicum und Sandarak, Straussenfedern etc. Importirt werden hauptsächlich Gewebe in Wolle und Baumwolle, Metallwaaren und Metalle, besonders Eisen, Gläser und Glasperlen, grüner Thee und Zucker, Edelsteine und Geschmeide.¹

Der werthvolle Handel Mogadors ist fast ausschliesslich in den Händen weniger Europäer und zahlreicher hier ansässigen Israeliten. Die Waaren werden vornehmlich nach Marseille und nach London ausgeführt, bezüglich von dort gebracht.

Die Stadt ist durch hohe Mauern und Thore in verschiedene Quartiere getheilt und nach aussen durch Ringmauern und Wälle mit alten rostigen Geschützen angeblich vertheidigt. Bemerkenswerthe Gebäude fehlen; ausser dem Handelsverkehr ist besonders das Volksleben geeignet, den Fremden aufzufallen. Trotz vieler Schilderungen gewisser Spiele und Feierlichkeiten mag es gestattet sein, einiges darüber zu wiederholen.

Ein charakteristisches Bild gewährt das Pulverspiel oder Schiessreiten, das häufig auf einem grossen Platze geübt wird. Dieser Platz ist an den Wänden, besonders an der Ostwand voller Zuschauer. Die Männer kauern in hockender Stellung neben einander oder stehen in Gruppen umher, halbnackte Buben springen dazwischen umher oder ahmen ohne Pferde und Gewehre das Schauspiel nach, das in diesem Augenblick eine Anzahl von 12 bis 20 oder mehr berittenen Soldaten geben. Eben sind diese nach dem etwa 600 Schritt entfernten anderen Ende des Platzes zurückgekehrt und haben sich von den Umstehenden ihre langen Vogelflinten mit Feuersteinschloss wieder laden lassen; nun ordnen sie sich in eine Reihe, ein Anführer giebt das Zeichen, und die Schaar setzt sich in Bewegung, erst im Schritt,

¹ Ausführlichere Mittheilungen über den Handel Mogadors finden sich im Jahresberichte des Frankfurter Vereins für Geographie u. Statistik 1873.

dann im Trab. Jetzt sind sie in der Mitte der Bahn; auf ein Zeichen des Anführers heben Alle die Waffe mit dem ausgestreckten rechten Arme empor und treiben die Pferde zum raschesten Laufe an. Im vollen Carrière jagen sie heran, führen dabei die Flinte zur Schulter und feuern dicht vor der Mauer, an welcher wir stehen, eine Salve ab, pariren im selben Momente die schnaubenden Rosse und kehren langsam zurück, um von neuem dasselbe Spiel zu beginnen, dem die Menge immer erwartungsvoll zusieht, so oft es sich auch wiederholt. Jeden Freitag und jeden anderen muhammedanischen Festtag kann man in jeder Stadt des Reiches diesem Schauspiel anwohnen, das wohl auch zu Ehren fremder Gesandtschaften aufgeführt wird, und an dem in grösseren Städten oft mehrere hundert Reiter, alle mit dem absonderlich hohen rothen Fez (Darbusch), den nur der Soldat tragen darf, geschmückt, activen Theil nehmen.

Das Ballspiel wird von Jünglingen und Männern fast jeden Abend vor der Dämmerung auf dem gleichen Platze geübt. Die Kunst dabei besteht darin, den ziemlich grossen Ball mit dem Fuss aufzufangen und gleich wieder emporzuschleudern, was einige der Mitspielenden mit besonderer Geschicklichkeit ausführen, den Ball zu bedeutender Höhe und beträchtlich weit schleudernd. Sehr oft aber fällt derselbe zur Erde, weil mehrere der Mitspielenden zugleich ihre Geschicklichkeit zeigen wollen und einander fortdrängen oder wegstossen, wobei es oft komische Situationen giebt, namentlich weil die gewöhnliche Bekleidung, welche über dem Hemde getragen wird, die Jellabbia, ein langer sackartiger Kittel mit angehefteter Zipfelmütze die Bewegungen der Einzelnen hemmt. Zu ernstlichen Streitigkeiten aber haben wir es bei diesem Spiel nie kommen sehen, jedenfalls ein Zeichen für die natürliche Gutmüthigkeit der Leute.

Diese trat auch da uns entgegen, als wir Freund Gerlich am späten Abende in die Kaffeehäuser der Muhammedaner begleiteten, die in einem der Stadtviertel nahe an einander liegen. Dort pflegt das Volk — natürlich nur Männer — der Gemüthlichkeit. Klein und eng sind freilich die fensterlosen, mit einer offenen Oellampe oder mit Kerzen nothdürftig erhellten Räume, von welchen die Zugluft durch ein vor der offenen Hausthür hängendes Kattunstück abgehalten wird, und in denen die Gesellschaft (natürlich mit ausgezogenen Schuhen, die vor der Thüre stehen) auf Binsenmatten theils liegt theils mit untergeschlagenen Beinen sitzt, theils endlich in der aus unsern Turnstunden bekannten Stellung des Sitzhockens verharret, Thee oder Kaffee schlürfend und einem oder mehreren der Anwesenden lauschend, die auf sehr primitiven Instrumenten musiciren und dazu einen nicht eben lautreichen,

doch nicht ganz unmelodischen, freilich etwas nälend, Gesang produciren. Das gesellige Zusammentreffen der Männer bei so einfacher Musik haben wir später auch noch an anderen landein liegenden Orten wahrgenommen, nur nicht in Erfahrung gebracht, ob es wie in Mogador mit dem Genuss warmer Getränke verbunden ist. Anscheinend ist in Marocco ausser den Küstenstädten Kaffeetrinken und Rauchen fast unbekannt, denn Kaffee und Tabak sind landeinwärts so gut wie gar nicht aufzutreiben.

Ausser den gemüthlichen Zusammenkünften mit Musik kann man in Mogador wie in allen anderen Orten Maroccos noch eine andere Art beobachten, die uns ganz unverständlich ist: Man findet Gruppen von Leuten, die an den Strassen oder auf den Plätzen zusammen Sitzhocken üben, ohne ein Wort zu sprechen, ohne der Aussicht oder des Sternenhimmels oder irgend eines anderen Eindruckes sich zu freuen, ohne zu musiciren, zu beten, zu essen, zu trinken, zu rauchen — kurz Leute, die in Gemeinschaft einem absoluten Nichtsthun sich ergeben und einander anschweigen.

Bei Tage sind die Strassen freilich alle laut, denn der Araber hier wie im Orient liebt es, seine eigne Stimme zu hören, poltert und zankt auch wohl nicht ungerne, und brüllt namentlich die ihm unentbehrlichen Last- und Reitthiere gewohnheitsmässig an — auch der Israelit ist bei seinem Geschäft oder seiner Arbeit nicht gern still.

Weniger laut sind die Sabbathe und andere israelitische Festtage, während an dem Freitags gefeierten muhammedanischen Sonntage immerhin noch Handel und Gewerbe fortgehen, nur die Gebetsstunden stiller und ruhiger verbracht werden.

Absolute Ruhe herrscht in den Gebetsstunden an hohen muhammedanischen Festtagen. Andere Stunden solcher Feste sind feierlichen Umzügen, die mit viel Lärm verbunden sind, und die Nachmittage derselben dem Pulverspiel geweiht, bis die Gläubigen von den Thürmen der Moscheen zum Abendgebet gerufen werden.

Zwei solcher muhammedanischen Feste verlebten wir in Mogador; am 20. Mai war der erste Tag des zweitägigen Het el Mulud, des Beschneidungsfestes, am 26. Juni ein Fest der Aissaua, jener vielverbreiteten fanatischen Secte. Wenn uns auch die kirchliche Festfeier entging, so sahen wir doch die feierlichen Umzüge, die wie die Processionen der katholischen Kirchenfeste bei den Portugiesen Madeiras und bei den Spaniern der Canaren unter beständigem Abfeuern von Schiesswaffen mitten in den Strassen der Stadt vor sich gingen. Nur fehlten die Raketen und sonstigen Feuerwerke, welche von den Nachbarvölkern bei helllichem Tage zu Ehren der christlichen Heiligen losgeknallt werden. Statt

der Heiligenbilder werden Fahnen, namentlich die Grüne des Propheten und die Rothe des Mograb el aksa umhergetragen. Die begleitende Menge ist hier wie dort gross, erscheint hier durch die Trachten nur fremdartiger. Am Het el Mulud machten die durchweg frisch gewaschenen weissen Gewänder einen angenehmen Eindruck, sie verschönerten selbst das Aussehen der Frauen, welche wie in grosse Kartoffelsäcke eingeschlossen einhergehen und in der Stadt gewöhnlich das Gesicht mit den dichten Gewändern bis auf ein Auge verhüllen, indem sie die über den Kopf hängenden Theile der Kleidung mit übereinander geschlagenen Händen zusammenhalten, wobei aber die hübscheren Gesichter im rechten Augenblick immer ein wenig sichtbar gemacht werden können. Am Het el Mulud nahm überdiess der Stadtgouverneur eine kleine Parade der Soldaten ab, bevor das Schiessreiten begann.

Dieser Repräsentant der Staatsgewalt in der Stadt, El Hadj Amara ben Abd Sadek ist ein Maure mit edlem und schön geformtem von schwarzem Vollbart umrahmten Gesichte und freundlich blickenden klugen Augen.

Sobald er von unserer Ankunft erfuhr, lud er unsern Gastfreund, Herrn Cohen, mit welchem er intim bekannt ist, ein uns ihm vorzustellen. Wir folgten sofort der Einladung. Sein Gouvernementsgebäude — einen Palast kann man es beim besten Willen nicht nennen, da das weissgetünchte Haus weder die anderen überragt noch durch architectonischen Schmuck sich von aussen auszeichnet — lag zwischen drei engen Gassen unfern der Wohnungen des französischen Consuls Beaumier, des englischen Viceconsuls Carstensen und anderer europäischer Repräsentanten.

Ein enger bedeckter Gang, noch mehr eingengt durch zwei hölzerne, mit Binsenmatten belegte Bänke, auf denen wachhabende Soldaten und Personen, die mit dem Kaid zu reden haben, sitzen, führt zu der Eingangsthür. Von dieser tritt man in einen kleinen Hof, in welchem der Eingangsthür gegenüber sich das officielle Empfangszimmer befindet. Eine seitliche Thür geht in das Haus, dessen Erdgeschoss, das Harem umschliessend, uns unbekannt blieb. Ueber eine enge Treppe und einen Vorplatz gelangten wir in ein Vorzimmer und von da in das Zimmer des Kaid, einen rechteckigen Raum, dessen Boden mit einem kostbaren Teppich bedeckt ist, und unter dessen Decke zierlich gearbeitete Friese hinlaufen, welche leider wie die ähnlich gearbeiteten Zierrathen der Thürpfosten beim wiederholten Tünchen der ganzen Wand verschmiert worden sind. Das Mobiliar besteht nur in Matratzen, welche längs der Wände hingelegt sind, und darauf liegenden schönen Kissen zum Auflegen des Armes. Auf einer der Matratzen sitzt el Hadj Amara, etwas entfernter von ihm einige Freunde und Beamte, welche eben zu Mittag speisen. Für uns und H. Cohen werden

drei Stühle herbeigeschafft, nachdem wir die Einladung, am Mahl Theil zu nehmen, abgelehnt. Sehr freundlich bietet uns der Kaid die Hand, frägt nach dem Zweck unserer Reise, verspricht uns alle mögliche Beihülfe und erkundigt sich nun weiter nach unseren persönlichen Verhältnissen und nach denen unserer Heimath. Vor dem letzten Kriege hat man hier nichts von Deutschland und Preussen gewusst, man hat sich gewundert, dass Frankreich besiegt werden konnte, doch Gott hilft der gerechten Sache und verlässt die Guten nicht. Ein Zeugniß hiervon, sagt der Kaid, sei auch unser Gastfreund Cohen, den Gott behüte, weil er gerecht und gut sei. Wir werden gefragt, wie lang denn die Reise von unserer Heimath hierher sei. Hadj Amara wundert sich, dass wir kaum über 14 Tage brauchen, denn er hat geglaubt, Preussen sei entlegener als Mekka, wo er als Pilger gewesen ist. Mittlerweile ist die Gesellschaft mit dem Essen fertig geworden, und einer der Freunde bereitet nun dem Kaid, uns und der übrigen Gesellschaft das Nationalgetränk, den Thee in feiner silberner Kanne, der in zierlichen geschliffenen Gläsern servirt wird, während ein anderer der anwesenden Freunde, ein Neger, einem „Laud“, einem gitarrenähnlichen Instrumente, nicht unmelodische Töne entlockt, die er aber mit einem weniger lieblichen Gesange begleitet. Endlich werden wir entlassen, die freundlichen Einladungen wurden noch mehrfach wiederholt, ja vor unserer Rückreise in die Heimath wurden wir einmal zu Mittag geladen. Uns zu Ehren assen dann Alle an einem zwar etwas wackligen Tische, der, Gott weiss wo, dazu requirirt worden war. Hadj Amara und seine Freunde befanden sich zwar offenbar auf den Stühlen nicht so wohl als in der gewohnten Stellung, gingen aber doch nicht auf unseren Vorschlag ein, Tisch und Stühle wieder zu entfernen.

Selbst Wein kam dabei für uns mit auf den Tisch, und einer der Freunde des Kaid trank denselben mit uns, anfangs zwar angeblich, weil er sich im Glase vergriffen: das mit Wein gefüllte statt eines andern mit Wasser gefüllten in die Hand bekommen hatte. Der Kaid selbst aber wagte vor den Anwesenden nicht, das verbotene Getränk zu kosten.

Wir weilten gern beim Kaid und gedenken gern der Stunden, die er uns geschenkt und der Dienste, die er uns geleistet, denn er war einer der wenigen, die uns nicht blos mit freundlichen Worten und guter Kost abspießen.

Zweiter Theil. Reise nach der Stadt Marocco.

Abreise von Mogador.

Einige kleinere Touren in der Umgegend von Mogador und ein Ausflug nach dem Djebel Hadid dienten nur dazu, unsere Sehnsucht

reger zu machen, endlich in das Innere des Landes zu dringen. Dazu war aber die Erlaubniss des Sultans nothwendig, welche wir schon von Tanger aus nachgesucht hatten, die aber noch auf sich warten liess und uns schliesslich in feierlicher Audienz von Kaid Amara ertheilt wurde.

Nachdem wir endlich die Erlaubniss zum Besuche des Innern von Marocco erlangt, verflossen noch einige Tage, bevor wir aufbrachen; denn ausser auf die nöthigen Vorbereitungen haben wir noch auf den Aberglauben unserer muhammedanischen Begleiter Rücksicht zu nehmen, die Montags nicht gern die Reise antreten. Die Vorbereitungen müssen aber anders getroffen werden als bei uns; wir können nicht mit geringem Gefolge reisen. Wir selbst brauchen einen Dolmetscher, der Arabisch und Schlöhha, die Sprache der Atlasbewohner und der nahe bei Mogador sesshaften Leute von Haha und Mtuga spricht. Nach manchen unangenehmen Verhandlungen lassen wir uns bestimmen, den vom englischen Viceconsul uns quasi aufgedrängten Daniel Abergel, einen Israeliten von kleiner Statur und pfffigem aber unangenehmem Aeussern mitzunehmen, den wir in Marocco mit einem andern, nicht trunksüchtigen aber sonst nicht eben brauchbareren, Moses Zeck von Mogador, vertauschen müssen.

Ausserdem werden uns von Herrn Viceconsul Carstensen zwei muhammedanische Diener zugesellt, welche auch die Hookersche Expedition mitgemacht und einige Worte englisch sprechen, Hajub ibn Ichia, ein handfester aber etwas träger Neger, der leider sehr händelsüchtig und jähzornig ist, auch wenig leistet. In Mogador ist er Soldat des Gouvernements, nebenbei Schlächter und, wenn es nöthig ist, Scharfrichter; der zweite Diener ist Umbork ben Omar, ein kleiner schlank gebauter Araber, der Einzige in unserer Umgebung, der brauchbar war und willig that, was man ihm sagte, der uns aber doch so gut wie die Andern belog, wenn er gerade wollte.

Für uns selbst, unsere Begleiter und für das Gepäck sind 5 Maulthiere nöthig. Zwei von deren Besitzern schliessen sich freiwillig an, denn wir und natürlich unser Gefolge auch leben ja als des Sultans Gäste und werden allenthalben einquartirt. Ueber unserer europäischen Kleidung tragen wir auf der Reise die arabische Jellabbia und bedecken das Haupt mit dem Turban, theils um uns gegen die Sonne zu schützen, theils um nicht von fern schon den Landeseinwohnern allzusehr aufzufallen. Die unerlässlichsten Begleiter sind drei Mokhasni, Soldaten des Gouverneurs, die uns schützen und überwachen sollen, denn in Marocco kennt man nicht den schriftlichen Ferman, der in der Hand des Reisenden demselben im Oriente als Legitimation dient, der Mokhasni

ist der Pass, den er bei sich führt. Der wesentlichste Unterschied gegen andere Länder ist dabei der, dass man diese Art Pass nicht in die Tasche stecken kann, sondern von demselben oft in die Tasche gesteckt wird; die Mokhasni haben zwar den Auftrag, dem Reisenden zu gehorchen, aber nur zu oft finden sie Gelegenheit, ihren Willen gegen den seinen im Bunde mit dem übrigen Gefolge durchzusetzen. Dass uns 3 Krieger mitgegeben wurden, sollte eine besondere Auszeichnung sein. Einer hätte vollauf ausgereicht. Diese Soldaten sind beritten; die Pferde sind von Natur zwar gut, werden aber bald ruinirt, schon durch den Gebrauch eines ganz furchtbaren Sporen, der, abwechselnd am einen oder anderen Fusse getragen, dem armen Thier die Weichen zerreisst, ferner durch das schnelle Pariren der Thiere beim Pulverspiel, das sich ja sehr oft wiederholt, ganz besonders aber durch die Unsitte, in der Ruhe drei oder alle vier Füsse der Reit- und Lastthiere mit Stricken nahe an einander zu fesseln, so dass bei jeder Rast dieselben nur hüpfend ihre Nahrung suchen können. Fortlaufen können sie dann freilich nicht, und es kostet wenig Mühe sie wieder zu laden oder zu satteln, wenn ihnen wirklich einmal im Quartier der schwere und breite Sattel abgenommen ist. Die Mokhasni tragen wie andere ihrer Stammesgenossen die Jellabbia über dem Hemde und einem Paar weiter bis an die Kniee reichender Beinkleider. Der nackte Fuss steckt im gelbledernen Pantoffel und ruht in dem enormen Steigbügel. Ausgezeichnet ist der Soldat nur durch den besonders grossen rothen Darbusch, oder wie wir mehr gewohnt sind zu sagen, Fez, und durch die Waffen. Ein an der Spitze etwas gekrümmtes Dolchmesser hängt an rothwollener Schnur über die Schulter; ebenso ist das Pulverhorn befestigt. Die lange aber leichte Vogelflinte mit Steinschloss, gewöhnlich in scharlachrothem Tuchfutteral verschlossen, liegt vorn quer über dem Sattel. Wären wir je angegriffen worden und hätten unsere nicht überaus muthigen Beschützer dann nicht etwa lieber das Hasenpanier ergriffen, so wären sie gewiss zehn Mal über den Haufen geworfen worden, ehe die Flinte aus dem Futteral gezogen und Pulver auf das Schloss geschüttet worden wäre.

So bildeten wir denn zwischen Mogador und Marocco eine Karavane von 10 Personen mit 3 Pferden und 5 Maulthieren. Aus dem Stadthor heraus aber rückten wir noch weit zahlreicher; nicht nur dass unser trefflicher Gastfreund Cohen es sich nicht nehmen liess, uns auf seinem feurig schäumenden Berberhengste eine Strecke weit das Geleit zu geben, es stand unsere Haushüre und die Strasse bis zum Stadthor voller Leute, die uns abziehen sehen und uns — natürlich gegen ein Trinkgeld oder Almosen — gute Reise wünschen wollten.

Die Busch- und Waldlandschaft der Berge an der Küste.

Wir ritten erst rein südwärts am Meeresufer entlang bis zum Ued Ksib oder Ued Gored, der eine starke halbe Stunde von Mogador mündet, zur Ebbezeit ein kleiner Bach, der von der Fluth gestaut einen ansehnlich breiten aber seichten Fluss darstellt. Nahe seiner Mündung steht das Heiligthum des Sidi Mogdul, des Heiligen, von dessen Namen die europäische Bezeichnung Mogador für die von den Arabern Suera genannte Stadt abgeleitet sein soll. Noch näher am Meere befindet sich bei der Mündung ein altes festes Schloss, das von den Portugiesen erbaut sein soll; endlich liegt an unserem Wege dicht beim Bach das Dörfchen Diabet. Eine starke halbe Stunde landein befinden sich am Flüschen die Reste eines Gartens des Sultan, an einer Stelle wo wir in den ersten Tagen unseres Aufenthaltes manche interessante Naturalien gesammelt haben, besonders Kreide-Versteinerungen, Pflanzen, Insecten und Süßwasserfische. Heute eilen wir vorbei und reiten dicht hinter Diabet bergauf in den Buschwald der Höhen, welche südlich vom Bachbette bis nahe an das Meer herantreten. Der Küste zunächst sind es Ginsterbüsche, welche die Grenze der Waldregion gegen die beweglichen Flugsanddünen vertheidigen, graue Sträucher fast ohne Laub, wie Korbweiden gestaltet, oft aber über und über besetzt mit Schnecken. Von den weissen Blüthentrauben fanden wir nur noch vereinzelt Nachzügler, um so mehr aber von den einsamigen Schoten, denen der Busch seinen wissenschaftlichen Namen, *Retama monosperma*, verdankt. Nur kurze Zeit aber bleibt dieses Gewächs auf dieser Wegstrecke herrschend, dem wir freilich wieder in ausgedehnten, fast allein damit bewachsenen Landschaften weiter landeinwärts begegnen; wir finden die *Retama* verdrängt durch kleine immergrüne Holzgewächse, mit denen sich der Arganbaum¹ vergesellschaftet, der in grossen Gebieten allein dominirt. Dieser Baum, welcher den Bewohnern durch das beliebte Speiseöl seiner Früchte nützlich ist, verleiht durch seine sehr lichten Bestände der Landschaft einen eigenthümlichen Charakter. Jung gleicht die Pflanze mit ihren geraden dornigen Aesten und den kleinen Blättern vollkommen unserem Schwarzdorn. Verschieden von diesem aber treibt sie aus der ursprünglichen Buschform hervor einen oder mehrere grössere Stämme, die sich zu stattlichen Bäumen erheben können. Ein dichtes Astwerk, über und über mit Blättern bedeckt, bildet die Krone. Dann gleicht der Baum aus der Ferne gesehen unseren heimischen Obstbäumen, deren rauhe Rinde

¹ Vergl. Rein's Aufsatz in den Jahresberichten der Senckenberg'schen naturf. Ges. 1873. S. 119 ff. bes. 122 ff.

er besitzt; die gerundete dichte Zweigmasse macht ihn dem Apfelbaum ähnlich, die gewöhnliche Farbe des Laubes dem Birnbaum. Oft aber kommt es vor, dass die gar zu massig entwickelte Krone gleichsam durch ihre Last den Stamm zur Erde beugt, und besonders ist das der Fall, wo mehrere Stämme dicht neben einander wachsend noch durch den gegenseitigen Druck des Gezweiges auseinander und zur Erde nieder gebogen werden. Dann entsteht ein riesiger Busch, von dem einzelne Stämme oft weit an dem Boden hinlaufen, ehe sie sich mit ihren Aesten und Zweigen erheben. Ganz in der Nähe des Weges, den wir nach Marocco hin einschlugen, besuchten wir bei unserem ersten Ausfluge von Mogador aus das riesigste Exemplar eines solchen Buschbaumes und hielten mit der Familie unseres Gastfreundes Cohen und mit einem liebenswürdigen deutschen Landsmann, Dr. Gerlich, der uns von den Canaren nach Mogador begleitet hatte, unser Mittagmahl im Schatten des Riesenbusches, der einen Umfang von 130 Schritten hat, an Höhe aber 8 Meter nicht viel übersteigen dürfte. Hier ist ein Hauptstamm vorhanden, welcher etwa 30 Cm. über dem Boden einen Umfang von $8\frac{1}{2}$ Meter hat, der sich aber dann bald in niederliegende oder schwach aufsteigende Aeste theilt, deren einer noch fast 3,8 Meter im Umfange misst. Bei diesem und bei ähnlichen uralten Exemplaren ist der Stamm und sind die Aeste besonders knorrig und wulstig, die Hervorragungen winden sich schraubenartig in die Höhe, und zugleich treten mehrere der weitausgebreiteten Wurzeln über die Erde hervor. Manche Generationen haben schon unter dem Schatten solcher Baumriesen gerastet, von denen freilich mancher Ast auch abgebrochen oder abgehauen worden ist, um als Brennholz oder zu sonstigen Zwecken zu dienen. Mühe kostet es freilich, das furchtbar harte und schwere Holz zu zerkleinern. Diesem Umstande und daneben dem Nutzen, den der Baum bringt, mag seine Erhaltung in einem Lande zuzuschreiben sein, dessen Bewohner nichts weniger als schonend mit allem umgehen, was ihnen auch nur scheinbar im Wege steht. Wir fanden die Arganbäume mit den unscheinbaren Blüthen über und über besetzt und zugleich mit reifen und halbreifen Früchten. Diese haben etwa die Gestalt einer Dattel und besitzen im reifen Zustande eine hellgelbe Farbe. Den harten Stein umgiebt ein für den Menschen sehr widerlich schmeckendes Fleisch, das indess den Ziegen ein Leckerbissen sein soll, so dass diese angeblich oft auf den niederliegenden Stämmen und Aesten hinaufklettern, sich an den Früchten zu erlaben, wobei sie aber die harten Steine wieder ausspucken. In diesen sitzt nun ein kleiner öreicher Kern. Allgemein versicherte man uns, dass die Einwohner die von den Ziegen ausgespuckten oder ausgebrochenen Steine zur

Oelbereitung aufsammeln; wir können das indess nicht für die ausschliessliche Gewinnungsart der Steine halten, da wir unter Bäumen Haufen von ausgekernten Arganfrüchten liegen sahen. Der Stein wird dann von Frauen und Mädchen mit Steinen aufgeschlagen und der innere Kern durch Auspressen, zuletzt durch Auskochen, entölt. Das Oel aber, das frisch einen unangenehmen Geschmack besitzt, wird ohne weitere Reinigung zum Kochen und Braten benutzt und verleiht dann, nachdem es zum Sieden erhitzt war, den Speisen einen vortrefflichen butterähnlichen, etwas würzigen Geschmack.

Wieviel Arganöl producirt wird, ist natürlich nicht in einem solchen Lande zu ermitteln. Ein Exportartikel ist das Oel nicht, und die wohlgemeinten Projecte einer Anpflanzung dieses Baumes in anderen Gegenden scheinen uns durchaus unpractisch zu sein. Denn Arganöl kann nur in einem Lande gemacht werden, in welchem, wie in Marocco, der Boden wenig Werth, Arbeitszeit und Arbeitskraft einen geringen Preis haben. Der wildwachsende Baum, dessen Früchte von sonst unbeschäftigten Hirten aufgelesen, von Frauen und Mädchen weiter verarbeitet werden, ist für diesen Landstrich von Bedeutung; die das Oel enthaltenden Kerne sind aber zu klein und erfordern zu viele Manipulationen, als dass der Anbau eines solchen Baumes sich lohnen könnte. Ohnehin scheint der Arganbaum viel Platz zu brauchen, denn alle die Wälder, die er bildet, sind auffallend licht, selten nur berühren einander die Kronen der verschiedenen Stämme. Wo aber der Arganbaum mit anderen Bäumen zusammen wächst, da bleibt er in der Entwicklung zurück, wenn jene ihm Luft und Licht wegnehmen; er gedeiht nur recht, wenn auch jene keinen geschlossenen Bestand bilden.

Der Arganbaum hat ein bedeutendes wissenschaftliches Interesse noch dadurch, dass er der einzige Vertreter der Sapotaceen, einer sonst tropischen Pflanzenfamilie, in der gemässigten Zone ist und dass er in dieser ein scharf begrenztes Gebiet einnimmt, das sich in geringer Breite längs der atlantischen Küste Nordafrikas von Wadi Nun bis gegen Safi erstreckt, genau so weit als der kühle und feuchte Passat, zu einem nordwestlichen Winde durch Continentalanziehung abgelenkt, an dieser Küste sich nachweisen lässt.

Nördlich und östlich von Mogador haben wir ausser den erwähnten Wald- und Buschholzformen noch eine Art Wälder kennen gelernt, die hier kurz erwähnt werden sollen: die niederen Bestände, in welchen, oft von Flechten grau behangen, zwei einander ähnliche Nadelhölzer vorherrschen, die weitverbreitete *Juniperus phönicea* und die *Callitris quadrivalvis*, welche dem nordwestlichen Afrika eigen ist, und deren dunkelgrüne mit anliegenden Blättchen besetzte Zweiglein ein gar zierliches

sogar Bananen gepflanzt sind, und in dessen Mitte ein kleiner hölzerner Pavillon mit bunten Fenstern steht, aus welchem das liebliche Murmeln und Plätschern eines Brunnchens hervortönt. Hinter jenem Pavillon ist ein grosser rechteckiger Saal, am Boden mit kostbarem Teppich belegt, wohin wir eintreten, nachdem wir die Schuhe an der Thür abgelegt. Einige Hausfreunde empfangen und begrüssen uns. Man sitzt mit untergeschlagenen Beinen auf dem Teppich in der Mitte des Zimmers, den Arm auf ein Kissen gelehnt.

Zwei Stearinkerzen auf prächtigen Leuchtern erhellen den Raum. Der Eingangsthür gegenüber an der Längsseite befindet sich ein Alkoven, in diesem ein breites rein überzogenes Bett, mit eiserner Messingbeschlagener Bettstatt, dahinter Pfeilertischchen und ein prächtiger Spiegel. An den beiden Längsseiten stehen ebenfalls schöne Pfeilertischchen und darauf eine Standuhr in Vasenform mit Musikwerk; ferner andere Vasen von feiner europäischer Arbeit. Bald führt man uns in den Pavillon und bewirtheht uns mit Thee, dem Nationalgetränk, zu welchem auch der Sohn des Kaid, ein etwa zweiundzwanzigjähriger Jüngling erscheint. Der Thee wird gleich mit viel Zucker bereitet und in kleinen feingeschliffenen Gläsern servirt; man trinkt davon nach und nach enorme Quantitäten, denn immer wird frisch eingeschenkt. Von dem dritten Becher ab erhöht sich der Wohlgeschmack bedeutend, denn man setzt nun bei der Bereitung einige Blätter frischer Pfeffermünze zu. So lange der Dolmetscher anwesend, dreht sich das Gespräch lebhaft um unsere Personen, um unser Vaterland, um den Krieg und um alle möglichen Dinge; als jener aber die Gesellschaft verlässt, um den Inhalt seiner Schnapsflasche zu revidiren, wird die Unterhaltung wohl oder übel durch Zeichen und zum Theil mit Hilfe der wenigen englischen Brocken, die ein schwarzer Sklave radebrecht, fortgesetzt. Es wird kühl im Pavillon, die Gesellschaft geht nach dem grossen Zimmer zurück, und wir hoffen, wenigstens nun zur Nachtruhe zu kommen, trotzdem uns ein kräftigerer Imbiss statt oder neben dem Thee erwünscht gewesen wäre. Aber unsere Araber verlassen uns nicht, obwohl es schon Mitternacht ist. Endlich erklärt sich dieses lange Zusammensein, denn es erscheinen die Diener mit der Abendmahlzeit. Denke man sich ein ganz flaches Scheffelmaass oder ein Getreidesieb mit festem Boden, das auf zwei parallelen Leisten von Handhöhe ruht, so hat man ein Bild des Tisches, der eben zwischen uns am Boden liegende und sitzende Menschen gestellt wurde, bedeckt von einem aus Strohseilen geflochtenen, in der Form eines Chinesenhutes aufsteigenden Deckel. Dieser wird abgehoben, und wir sehen aus einer flachen irdenen Schüssel 4 gebratene Hühner uns entgegenwinken,

während 5 flache, wie Eierkuchen gestaltete Brode zwischen dem Rande der Schüssel und des scheffelmaassähnlichen Tischrandes stehen. Ehe die Mahlzeit aber beginnt, reicht der vorhin erwähnte Neger, der ein paar englische Worte aufgeschnappt hat, eine hübsch gearbeitete Messingschüssel und ein Stück Glycerinseife herum, schüttet dem Sohn des Kaid, dann uns und den arabischen Hausfreunden etwas Wasser über die Hände und lässt uns dann das, wohl vor 8 Tagen rein gewesene, Handtuch zugehen. Nun rücken wir näher an die Schüssel und greifen mit zu, obwohl uns das heisse Oel an der rechten Hand, die Tranchirmesser und Gabel zugleich ist, noch nicht behagt. So zart und saftig ist der Braten, dass er wirklich in der angedeuteten Weise zerlegt werden kann. Auch sind unsere Araber so zuvorkommend, uns von den Brocken, die sie mit den Fingern abgerissen, die besten zuzuschieben. Nachdem wir alle uns gesättigt, werden die Finger abgeleckt, dann noch einmal vor dem nächsten Gericht gewaschen. Das ist Schöpsenfleisch in sehr fetter Brühe schwimmend mit etwas Gemüse. Den Schluss der Mahlzeit bildet Kuskus, Gries oder Schrot mit Fett gekocht in Form eines Puddings oder einer hohen Pastete, deren innere Höhlung voll Schöpsenfleisch und gekochter Gurken steckt. Dies Gericht ist aber unseren freundlichen Wirthen allein zusagend, denn erstens verstehen wir nicht mit der einen rechten Hand, die ja beim Essen allein benutzt werden darf, die Kuskusballen zu formen, besonders aber missfällt uns die ranzige Butter, die hier für eine gewürzige Zuthat gilt, während die schöne frische in weniger hoher Achtung steht.

Während der Mahlzeit wird uns auch zuweilen Wasser zum Trinken in einer grossen flachen Tasse gereicht; nun kommt wieder das Messingbecken zur Waschung der Hand, die jetzt noch als Becher dient, um Wasser zum Mundausspülen einzunehmen, worauf der Zeigefinger als Zahnbürste gebraucht, der Mund nochmals gespült und die Hand gewaschen wird. — Nach beendigter Mahlzeit folgen noch ein paar Gläser Thee, und endlich können wir uns zur ersehnten Ruhe hinstrecken — halb zwei Uhr mit frisch gefültem Magen!

Doch waren wir des andern Morgens bald bei der Hand. Von dem Dach und von dem nahen Hügel genossen wir die Aussicht. Um uns her im welligen Hügelterrain kleine Dörfchen und Felder, an den Gehängen der lichte Arganwald, zwischen dessen Laub überall der schon jetzt dürre Boden hervorleuchtet. Nordwärts überragt die niederen Hügel der langgestreckte Hügel des Djbel Hadid, das Ziel eines vor wenigen Tagen beendeten Ausfluges von Mogador aus. Dort durch die grünenden Callitrisbüsche sind wir steil hinaufgestiegen zum Rücken

und zu der kleinen weithin leuchtenden Kapelle von Sidi Jakob auf dem Gipfel.¹ In den wunderbar zerfressenen Kalk- und Dolomithfelsen haben wir nur wenige Spuren von Petrefacten gefunden, nach denen zu schliessen das Gestein ein Gebilde der Malmformation ist.

Wir erstaunten, bis fast zum Gipfel hinauf Spuren von angelagerten jüngeren Conglomeratschichten zu finden, die wie die seltsamen zerwaschenen Rinnen und Löcher im Fels uns von der Zeit erzählten, da jener Berg höchstens als Untiefe sich erhebend unter den Wogen des Oceanes verborgen lag.

Reicher noch war unsere botanische Ausbeute gewesen; wie freudig hatten wir die mannigfachen bunten Blumen dort gesammelt, die Scabiosen mit den auffallend grossen Kelchen, die Crocus, einige Spätlinge eines weissen Veilchens und andere Pflanzen. Wie merkwürdig war uns zwischen den Felsschrunden neben den sonderbaren Schneckenformen der *Helix turcica* Chemn. jenes Gewächs erschienen, das mit der äusseren Form eines Cactus die kleinen Blüthen und die langen Schotenpaare der Asklepiadeen besitzt, *Apteranthes*, ein hier häufiger, nach dem Norden Afrikas und nach Spanien, sowie nach den Eilanden Lampedusa und Linosa zwischen Sicilien und Tunis versprengter Vertreter der Stapelien des Caplandes. Unwillkürlich dachten wir auch daran, wie trotz der strömenden Regengüsse unser Nachtquartier im eignen Zelt am Fusse des Hadid genussreicher war, als das in der Burg des Provinzialgouverneurs von Schiodma, wie rasch die heimische Erbswurst den hungernden Magen gesättigt, wie lieblich in der Dämmerung die Nachtigallen in den prächtigen alten Olivenbäumen um uns her gesungen hatten, und wie das Girren der zahllosen wilden Tauben dort uns erfreut hatte.

Doch vom niederen Hadid wandte sich der Blick bald wieder ab und den erhabenen Bergriesen des Atlas im Süden und Südosten zu, die über die niederen Hügel hinweg uns einladend entgegenstrahlten, mit den weissen Schneestreifen an den jähren Wänden des Idom Hamuth und mit der langgestreckten weiter östlich gelegenen Pyramide des Buibaun.

Nicht allzulang konnten wir uns der Aussicht erfreuen; wir wurden in die Burg zurückgerufen, deren Höfe und Bauten zu sehen und

¹ Sidi Jacob, nach der Messung mit dem Goldschmid'schen Aneroid 644 Meter hoch, liegt genau im magnetischen Norden von Ali Henschan. Der höchste Gipfel des in hora 3 streichenden Hadid-Rückens liegt weiter nordöstlich beim Heiligthum von Sidi Uasmin. Die sehr steil aufgerichteten stellenweise fast saigeren Kalke und Dolomite des Hadid streichen bei Sidi Jacob etwa in hora 5, westlich von da biegt das Streichen in hora 6 bis 6 $\frac{1}{2}$ um.

die Pferde, unter denen einige sehr schöne Thiere, in Augenschein zu nehmen. Auch einige Frischlinge von Wildschwein, die sich in den Ställen herumtrieben, wurden uns gezeigt. Dann mussten wir dem alten Burgherren unsere Aufwartung machen, der in einem sehr kleinen schmucklosen Empfangszimmer ohne Fenster nahe dem Burghothore uns erwartete, wie alle seine Landsleute auf dem Boden mit untergeschlagenen Beinen sitzend einer niederen Eingangsthür gegenüber, in die man nicht eintreten kann, ohne vor dem Sitzenden das Haupt zu beugen. Wie wenig Unterschied ist doch zwischen den gegenwärtigen Zuständen Maroccos und denen, die bei uns im Mittelalter herrschten! Hier die Ritterburg mit ihren Höfen, Mauern und Thürmen, hier eine zahlreiche Dienerschaft und Leute, die einer Entscheidung durch den Kaid harren, sowie Fremde, die über Nacht Obdach gesucht haben. In dieser Burg müssen Frauen den grössten Theil ihres Lebens verbringen, ohne Geselligkeit und geistige Anregung irgend einer Art. Da sind die Landleute, theilweise Hörige, die ganz von Willen und Laune des Kaid oder der unter ihm stehenden Schieche abhängen. Zeigt einer der Bauern, unvorsichtiger Weise, dass er Geld erworben, so nimmt es der Schiech ihm ab, hat dieser Zeit gehabt sich zu bereichern, so schröpft der Kaid der Provinz oder sein nächster Unterbeamter, der Ch'ifa, den gefüllten Beutel oder nimmt die ganze Habe des Mannes. Hat endlich der Kaid ein Vermögen auf solche Weise erworben, so lässt ihn der Sultan ins Gefängniss werfen, bis er mit hinlänglichem Lösegeld sich losgekauft. Oder das Volk, der Bedrückungen müde, bricht die Veste und zerstreut oder tödtet die Familie des Burgherren. Dieser geht dann zum Sultan klagen, und jener züchtigt die Provinz für den Aufstand, indem er sie „aufessen lässt“, wie die wörtliche Uebersetzung des arabischen Kunstausdruckes lauten soll. Das heisst es werden aus irgend einem anderen Landestheil Soldaten in die Dörfer der Rebellen geschickt, die so lange Bedrückungen aller Art verüben dürfen, als noch irgend etwas vorhanden ist; oft werden dabei natürlich die Dörfer ebenso niedergebrannt und zerstört, wie die Einwohner vorher die Zwingherrenburg verwüstet haben. Dann bezeichnen junge Ruinen die Stätte der vormaligen Wohnungen, bis eine andere Generation diese wieder aufbaut. Zwischen dem Hadid und Mogador sahen wir eine solche Strecke rings um die Trümmer des Hauses von Tella. Der Sohn des dortigen früheren Gouverneurs lebte eben als Gast beim Kaid von Schiodma; es war einer unserer Tischgenossen. — Zum „Aufessen“ einer rebellischen Provinz lassen sich aber sogar die Krieger einer anderen aufständischen brauchen. Ein Jahr vor unserer Ankunft hat der Landstrich Haha seinen Kaid ver-

jagt und dessen Burg zerstört; die kostbaren Mosaikböden dieses Schlosses sahen wir in Mogador im Hause des reichen israelitischen Kaufmanns Aferiol, fast am selben Tage, als ein Schwarm Krieger von Haha durch die Stadt zog, im Binnenlande Rebellen zu züchtigen. Was sie dort thun, wird bald genug ihrem eignen Landstrich widerfahren sein, denn Sir John Drummond Hay, der englische Botschafter in Tanger, erzählte uns, der Sultan habe schon Befehl ertheilt, das Hahaland „aufzuessen.“

Solche Zustände sind nur möglich in einem Lande, dessen fatalistische Religion allen Gläubigen gebietet, von Gott und dem Sultan Alles zu ertragen. In keinem Lande in der That wird das „Fürchte Gott und ehre den König“ strikter durchgeführt. Und doch fehlt es dem Volke nicht an geistigen Anlagen, und die Knaben wenigstens geniessen überall einigen Unterricht, so dass die Mehrzahl der Männer lesen und schreiben sowie Koransuren und andere Gebete recitiren kann. Darauf beschränkt sich der Unterricht. Im Einklang damit steht auch der vollständige Mangel einer Presse in dem Lande, es giebt dort nicht eine Zeitung. Auch wird keinerlei Luxus zur Schau getragen, wenn auch die innere Einrichtung vieler Häuser und namentlich der Harems, sowie der reiche Schmuck der Frauen in Gold und Edelsteinen kostbar sein soll.

Wäre dabei der Naturcharacter der Maroccaner nicht ein liebenswürdiger und gutmüthiger, so würden sie zu der thierischen Rohheit herabsinken, die in der That bei manchen der Herrscher des Landes im vorigen Jahrhundert sich gezeigt hat, und die damals, augenscheinlich durch das böse von oben herab gegebene Beispiel, sich verbreitet hatte aber bald zurücktrat, seit edlere Männer an der Spitze des Staates stehen.

Auch in der Burg von Schiodma freuten wir uns des gutartigen Naturelles unserer Gastfreunde, namentlich des kindlichen Wesens, welches der Sohn des Kaid bewahrt hatte. Lästig wurde das uns nur, als wir die Wissbegierde nach dem Gebrauch des Barometers¹ und der anderen Instrumente vor dem Frühmahle befriedigt hatten und als die Wissbegierde in eine kindische Neugier ausartete, die wir durch Umdrehen und Ausleeren all der vielen Taschen in der Kleidung des Naturforschers und durch Erklärung des kleinsten Gegenstandes daraus zu befriedigen hatten. Zum Schlusse aber, als wir uns nun endlich verabschieden konnten, ergötzte uns wieder die Unbefangenheit unseres Gastfreundes, der ein paar Tafeln Chocolate und einige Päckchen Tabak als

¹ Die Burg Ali Henschan liegt 366 Meter hoch.

Geschenk erbat und annahm, eine landesübliche Gabe. Wie würde der Sohn eines Herrn Regierungspräsidenten bei uns solche Gabe annehmen!

Der Weg von Ali Henschan bis Schischaua.

Von Schiodma führte der Weg fortwährend ansteigend durch ein flachwelliges Hügelland mit grossen Arganhainen und mit Hochthälchen voller Retamengesträuch oder mit einer Quelle inmitten von hohen, buschartigen Binsen.

Dass wir landeinwärts zogen machte sich namentlich an der steigenden Hitze bemerklich. Immer mehr schwellen die Hügel zu ausgedehnten Plateaus an, hier und da bietet sich Gelegenheit zu einem Ausblicke auf die weissschimmernden fernen Kuppen des Hochgebirges im Süden und auf ein gewaltiges Bergplateau — das von Mtuga, welches zwischen der Hügelreihe an unserem Wege und den Atlasbergen aufsteigt. Der Arganbaum, bei Schiodma in schönen zum Theil sehr regelmässigen Stämmen entwickelt, wird allmählich kümmerlicher und spärlicher, wir haben die Grenze seines Gebietes erreicht und stehen 4 $\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags auf der Höhe von Nairat (494 Meter) am Ende der durchrittenen Hügelreihen vor einer weit ausgedehnten Ebene, deren Boden, auf weite Strecken ganz glatt, an einigen doch kleine muldenartige Vertiefungen wahrnehmen lässt. Auch diese Ebene ist nicht baumlos. Aber statt des Argan ist es ein anderer, etwas niedrigerer und heller belaubter, stark bedornter Baum, der Zizyphus Lotus mit ebenso kleinen Blättchen, dessen einzelne Stämme sich stellenweise zusammendrängen, an anderen Orten aber ganz vereinzelt stehen. Bis hierher waren die Zäune dürrer, stacheligen Reisis, welche Häuser und Gehöfte umgeben, nur aus den gerade gestreckten Arganzweigen gebildet, jetzt bestehen sie aus den blitzartig hin und hergebogenen Reiseren des Zizyphus. Hier und da sieht man auch den nackten braunen und grauen Boden auf weite Strecken hervortreten, weitaus der grössere Theil der Ebene aber ist Feld, jetzt meist Stoppel. Wir reiten nach einer kleinen Bodenvertiefung und schlagen das Lager (356 M.) neben einer unbedeutenden Burg des Kaid von Ain Umest auf, der uns nicht ohne Stolz seinen neu angelegten Garten mit hübschen jungen Orangenstämmchen zeigt. Bewässert wird derselbe durch den Bach, welcher einem dicht bei unseren Zelten (354 M.) befindlichen Quellweiher unter ein paar alten Terebinthenbäumen entströmt. Wir haben eben noch Zeit, einige interessante Petrefacten (Archiacien) zu sammeln, sowie Fische und Schildkröten aus dem Weiher, als die hereinbrechende Nacht uns hindert aus der kleinen Mulde hinaufzusteigen auf den Boden der Ebene, von der eine herrliche Aussicht auf das Hochgebirge sich bietet. Diese geniessen

wir indess am anderen Morgen, als wir weiter reiten, zunächst einer Gruppe ferner Hügel zu, deren grösster von der Phantasie der Araber einem Kameelskopfe verglichen wird und daher Hank el Dschmel heisst. Zunächst bei Ain Uмест ist der niedere Zizyphusbaum (Sder) recht häufig, weiterhin aber treffen wir grosse ganz baumlose Strecken. Etwa eine Stunde hinter Ain Uмест reiten wir durch ein Ruinenfeld. Es ist ein grösserer Ort jedenfalls früher hier gewesen, aber derselbe ist buchstäblich der Erde gleich gemacht, die Mauervierecke erheben sich gar nicht über den Boden und wären auch uns vielleicht nicht aufgefallen, wenn unser Blick nicht von dem schönen Atlaspanorama zu unserer Rechten auf den Boden gelenkt worden wäre durch die Hoffnung herumliegende Petrefacten zu sehen. Die gab es freilich nicht, wohl aber huschten grosse Eidechsen über den Weg und wurden gejagt, an einem Busche sass ein träges Chamäleon, das ebenfalls die Sammlung vermehren half, während uns eine Schlange entging, auf die uns das Schreien und Steinwerfen einiger in der Nähe des Weges bei einer Schafherde stehenden Buben aufmerksam machte. — Unter den Ruinen konnten wir keinerlei Spuren von Säulen oder anderen architectonischen Zierrathen entdecken; wohl möglich ist, dass es nur Reste eines mehrfach in fast gleicher Lage wieder aufgebauten und mehrfach zerstörten arabischen Dorfes sind, da es für eine grosse Stadt wohl von jeher hier an der nöthigen Wassermenge gefehlt haben dürfte, wenn auch mehrere Quellen unter Binsen hervortreten.

Weiter ging es immer durch die Ebene, wir berührten kein Dorf, nicht einmal eine der verschiedenen am Wege liegenden umfriedigten Nzelas oder Nachtquartiere für Reisende, die dann von wenigen Leuten bewacht werden, welche in elenden zeltartigen Hütten hier wohnen. Von weitem sahen wir aber mehrere Nzelas und Oertchen, darunter durch ein hellweisses Gotteshaus auffallend die Zauia von Sidi Mochtar. In der Nähe dieses Punktes veränderte sich der Boden auffallend; während nicht eine grössere Steinplatte mehr sichtbar wurde, war die Fläche über und über bedeckt mit Chalcedonknollen und scharfkantigen Feuersteinstücken. Immer deutlicher trat der Hank el Dschmel hervor, ein Hügel, dessen Höhe ein der grossen Ebene paralleles Plateau bildet, und an dessen steilen Seitenwänden die horizontale Schichtung sehr deutlich hervortritt. Auch andere benachbarte Hügel haben die gleiche Beschaffenheit, sind aber kleiner.¹ Am Fusse des Kameelshauptes,

¹ Ueber den nächsten umgebenden Theil der Ebene steigt der Hank el Dschmel nur etwa 30—36 M. auf; aber die Ebene selbst liegt bei der Hügelgruppe fast 40 Meter höher als in einiger Entfernung davon. Er gehört wie ähnliche Hügel zu den „Zeugen“ (témoins). Vergl. Zittel, Briefe aus der libyschen Wüste. S. 47.

immer über die Feuersteine hinreitend, erreichten wir bei glühender Hitze eine alte übermauerte Cisterne, deren trübes Wasser ganz wimmelte von kleinen Crustaceen, einem Branchiopus, zwischen denen ein Frosch munter herumschwamm. Unsere Kohlenfilter reinigten das Wasser zum Trunk. Wir liessen die Leute und Thiere rasten und stiegen auf die Höhe, von der wir allerdings nur zu rasch wieder herabgerufen wurden, nachdem kaum die barometrischen Messungen vollendet (452 Meter) waren. Wir ritten weiter am Fusse der Hügel und von da in eine die Ebene unterbrechende Einsenkung, in der grüne Baumpartien die kleinen Bäche und Wassergräben von Schischaua verriethen, während jenseit der Vertiefungen im Osten ein auffälliger Hügel, ein gerade abgestumpfter Kegel, Tildet genannt, in die Augen fiel. Unsere Begleiter geleiteten uns etwas südwärts nach der Stelle, wo der eine Arm des Thales in eine Gruppe gerundeter Hügel hineingreift, an deren Abhängen kleine Ortschaften und Häusergruppen theils von hohen Lehmmauern umgeben, theils von fast 15 Fuss hohen Wällen dornigen Zizyphusreisigs, verstreut sind. Hier im Thal, Dallil el Chirat, ca. 370 M. wurde das Zelt auf einer frischgrünen Wiese zwischen einer Anpflanzung von Feigenbäumen und einem Olivenhaine aufgeschlagen; rings um uns lagen die Ortschaften und ihre Felder. Zunächst erstiegen wir eine der nahen Anhöhen und zeichneten die Landschaft, sowohl die Ebene mit ihren wunderlichen Hügeln nördlich von uns, als die Hochgebirgsspitzen, welche im Süden hervortreten, dann kehrten wir nach dem Zelte zurück, wo wir schon feierlich erwartet wurden. Zu unserer Begrüssung waren die drei Kaid's der Landschaft Schischaua erschienen, deren ältester, ein silberhaariger Greis, uns eine längere Ansprache hielt, in der die mehrfach vorkommende Verbindung Sultan Wilhelm schon in der uns fremden Sprache auffiel. Mit Hilfe des Dolmetschers erfuhren wir nun, dass die Häupter von Schischaua uns schon seit 14 Tagen erwartet hätten, dass ihnen von ihrem Sultan der Auftrag zugegangen sei, die Fremden aus dem Lande des ruhm- und siegreichen Sultan Wilhelm mit besonderer Auszeichnung zu empfangen, durch welche auch sie dem Sultan Wilhelm ihre Hochachtung ausdrücken könnten. In der That habe sich das ganze Volk erfreut, dass Gott dem Sultan Wilhelm Sieg über Frankreich verliehen, das allen Nachbarvölkern Gesetze vorzuschreiben gesucht habe. — Der Ansprache folgte das übliche Theetrinken in unserem Zelte. Einer der Kaid's, ein Neger, bereitete das Nationalgetränk, ein anderer bat uns, doch lange bei ihm zu bleiben, er wolle uns Dinge zeigen, die noch kein Fremder gesehen, und mit uns jagen; nur eine Stunde von hier sei letzten Winter ein Löwe erlegt worden, an Gazellen und anderem Wilde fehle es auch nicht. Kaid Ali, der Greis, verhielt

sich schweigsamer, äusserte aber immer wieder seine Freude, Gäste aus unserem Heimathlande bei sich zu sehen. Jetzt erschien ein Diener in der Zeltthür und wir wurden aufgefordert, die uns gebrachten Geschenke anzunehmen, einen lebenden Hammel, eine Anzahl Hühner, einen grossen Korb voll Gerste für die Thiere. Mittlerweile war es Nacht geworden. Um 11 hörten wir die Hühner, denen unser Hajub das Lebenslicht ausblies, laut aufschreien, und eine halbe Stunde später wurde uns das Nachtmahl aufgetragen, das wir mit unseren Kaidis nach Landessitte verzehrten. Früh am anderen Morgen hatte sich eine ansehnliche Menge bei unserem Lager versammelt um uns mit den 3 Kaidis, während unser Zelt und die beiden des Gefolges abgebrochen wurden, auf einer im Grase ausgebreiteten Matte den Thee und dann das Frühstück einzunehmen zu sehen. Diesmal war guter, aus Frankfurt mitgebrachter schwarzer Thee aufgebrüht worden, schmeckte aber den Kaidis nicht so gut als der grüne englische, der hier allein importirt wird.

Um 8 Uhr wurde aufgebrochen; wir ritten über die niederen benachbarten Hügel durch Felder hindurch, nicht ohne dass die Reithiere einige Male strauchelten und in den Boden einbrachen. Denn bei Schischaua lebt in grossen Mengen im Boden eine Wühlmaus mit bräunlichem, etwas grau schimmerndem Pelze, welche von den Arabern Sdrah genannt wird. Diese Thiere haben förmliche Strassen zu ihren unterirdischen, jedenfalls verzweigten Wohnungen sich gebahnt. Der Bau besitzt einen grösseren mittleren und 5 bis 8 kleinere seitliche Eingänge. Der Fang des für die Schischaua Gegend charakteristischen, in einigen Stunden Entfernung aber seltenen flinken Thierchens, das nur Nachts und Morgens bis gegen 9 Uhr seine unterirdischen Bauten zu verlassen scheint, gelang uns leider nicht, da wir mit Graben keine Zeit verlieren durften. Wir passirten nun den Schischauabach unweit des unter Baumgruppen anmuthig verborgenen Oertchens Schafra; unsere Begleiter redeten freilich von einem Flusse, welcher Name uns indess für das etwa $2\frac{1}{2}$ Meter breite, rasch fliessende Wasser zu hochtönend klingt, obwohl einige Stunden weiter gegen Süd, wo das Wasser aus den Bergen des Atlas hervortritt, das breite Wasserbett diese Bezeichnung allerdings verdient, wie wir bei der Rückreise sahen.

Von Schischaua nach Marocco.

Dann näherten wir uns dem am nördlichen, linken Ufer des Baches liegenden auffälligsten und höchsten der abgestumpften Kegelberge der Gegend, dem Tildet, und setzten die Reise auf der platten Ebene fort, Dörfer und Nzelas, die abseits von dem Wege liegen, nur von fern erblickend.

Unter dem Wege hat man sich nicht etwa eine Strasse in unserem Sinne zu denken, sondern nur eine Gruppe einander parallel laufender schmaler Reitpfade, zwischen denen Gebüsch steht und welche zwischen den meist in der Stoppel stehenden oder brach liegenden Feldern der unermesslichen Ebene hinführen. Bisweilen kreuzten wir noch Bewässerungsgräben und jetzt ausgetrocknete Bachbetten. Stellenweise ritten wir auch durch Retamengebüsch oder durch Theile der Fläche, welche ausschliesslich mit graugrünen Artemisien bewachsen sind.

Zum zweiten Mal, seit wir Mogador verlassen, begegnen wir einer Karavane mit beladenen Kameelen, begleitet von einer Schaar theils gehender, theils reitender Leute. Die Strasse ist in der That einsam, und solche Begegnungen gehören zu den Seltenheiten, wie schon Beaumier in seinem *Itinéraire de Mogador à Maroc* hervorhebt.

Die Hitze ist indess beträchtlich gestiegen und macht sich beim Ritt über die eintönige Ebene so fühlbar, dass wir auf dem Maulthier einschlafen und nur erwachen, wenn uns ein ungleichmässiger Tritt desselben aus dem Gleichgewichte bringt. Freudig begrüssen wir es daher, dass unsere Begleiter von der Hauptstrasse ab südwärts auf eine zur Mittagsrast bestimmte Gruppe schattiger Oliven zureiten. Diese Stelle, *Ain el Brida*, ist gegen Mittag erreicht. Neben den licht belaubten Oliven fallen uns einige hellgrüne höhere Bäume mit dichter Blätterkrone schon von weitem auf. Auf diese reiten wir nun zu, wollen aber umkehren, weil wir den kühlen Schatten unter diesen schon benutzt sehen von einer Schaar halbnackter Frauen und Kinder. Doch unsere militärischen Beschützer treiben diese rücksichtslos fort und fordern uns zum Folgen auf, so laut auch die Weiber protestiren. Jene hellbelaubten schattigen Bäume sind alte, etwa 17 M. hohe und 3,7 M. im Umfang messende Stämme des Igg (*Pistacia Terebinthus*). Die Frauen und Kinder haben hier die unreifen Früchte und die in Menge auf den fiederigen, eschenähnlichen Blättern befindlichen Gallen gesammelt, aus denen eine schwarze, zum Färben selbst gewebter Wollstoffe viel benutzte Farbe bereitet wird. Das wohlriechende Harz scheint keine Verwendung zu finden. Neben dem Hain befindet sich ein Wasserriss, jetzt fast ganz ausgetrocknet, in dessen Grunde unter einer mächtigen Decke von Kies und Geröll lichtgrüner, schülferiger Thonschiefer ansteht, in welchem wir, leider ohne Erfolg, nach Versteinerungen suchen, während unsere Diener und Beschützer theils schlafen theils die vorgeschriebenen Gebete mit nach Osten gewandtem Gesichte, das öfter den Boden berühren muss, knieend verrichten. Gegen 3 Uhr verlassen wir den Ort der Mittagsrast wieder und reiten $1\frac{3}{4}$ Stunden weiter auf eine kleine Gruppe von felsigen Hügeln zu, deren zackige Gestalten von

denen der flachrückigen Schischauakegel sehr abweichen. Letztere sind „Zeugen“, die Hügel vor uns aber sind „Klippen“. Am Fuss derselben ist das leere offene Gehöft einer Nzela, innerhalb deren wir unsere Zelte aufschlagen lassen, während wir selbst den 460 M. hohen Gipfel des südlichen Hügels von Ardiset oder Kudiat Ardhus, wie ihn Beaumier auf der Karte nennt, über die gewaltigen Blöcke paläozoischen, wohl devonischen Korallenkalkes hin erklettern. Hier zum ersten Male reicht die Zeit zu einer genaueren Winkelmessung mit dem kleinen Taschentheodoliten, die um so lohnender ist, weil der Blick über die weite Ebene ringsum hinausschweift einerseits nach den mit helleuchtenden Schneestreifen gezierten Gipfeln des Atlas, andererseits auch nach dem Berglande im Norden bez. Nordosten der Ebene, das sich nun zum ersten Male deutlich unserem Auge darstellt, und von dem gerade die höheren Kuppen der Hamarberge in derselben Richtung gegen Nordost liegen, in welcher die einzelnen Gipfel des Ardiset-Klippenzuges, dessen Felsformen sie im Grossen nachahmen, sich erheben. Erst die sinkende Nacht treibt uns zum Zelt zurück in die Mauer der Nzela Msudi (397 M.). Vor Sonnenaufgang brechen wir von da auf, den Ritt durch die Ebene fortzusetzen, die sich noch weithin nach Osten ausdehnt. Ihren Felsuntergrund verbergen freilich grosse Geröllmassen und ein dem heimischen Lehm und Löss ähnliches thoniges Gebilde. Dünste verhüllen uns leider den Blick auf das Hochgebirge, während die zum grossen Theil kegelförmig erscheinenden Berge im Nordost und selbst die fernen Ortschaften an deren Hange im Glanze der Morgensonne uns sichtbar sind. Die Ebene um uns her bietet etwas mehr Abwechslung als an den vorhergehenden Tagen. Zwar sind einzelne Strecken wüst und ver-rathen durch das Vorwalten grauer Artemisien und fahlgrüner Salsoleenbüsche einen salzreichen Boden. Weitaus die grössten Theile der Ebene nehmen aber unabsehbare Weizenfelder ein, mit einer kurzährigen schwarzgrannigen Abart dieses Getreides bebaut, die unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht. An vielen Stellen sind Männer mit der Ernte beschäftigt. Sie lassen den halben Halm stehen und schneiden mit der Sichel nur so viel von dem Stroh ab, dass sie, ohne die Aehren selbst zu berühren, die abgeschnittenen Büschel in der Hand halten bezüglich in die grossen runden flachen Körbe werfen können, welche von anderen auf dem Kopf oder — bei grösserer Last — auf dem Rücken nach den offenen Tennen getragen werden können, auf denen man Maulthiere, Esel und Rinder im Kreise herumlaufen lässt. Die Bearbeitung des Bodens mit einem sehr primitiven Pfluge oder mit einer für deutsche Arbeiter unbequemen, kurzen Hacke ist sehr mangelhaft. Man vermag damit nicht die dornigen Zizyphusstämme und ihre Wurzel-

brut zu vertreiben, noch weniger aber die Zwergpalme, die man allerdings verhindert einen Stamm zu erheben, die aber vielleicht eben deswegen vom Boden aus immer grösseren Platz im Felde erobert, grüne von fern gesehen polsterartige Büsche bildend. Diese gewähren immerhin noch einigen Nutzen. Aus den Blättern werden Stricke geflochten, aus den festen, zähen dunkelbraunen Wurzeln und Deckblattfasern aber webt der zeltbewohnende Araber den filzartigen Stoff, aus dem seine Wohnung besteht. In benachbarten Landstrichen Südspaniens und Algeriens hat sich auch die europäische Industrie dieses wohlfeilen und sehr brauchbaren Materials bemächtigt. In Marocco ist jedoch, angeblich auf Veranlassung des englischen Gesandten, ein Ausfuhrverbot erfolgt und so dem Lande eine Einnahmequelle verstopft worden.

Dass wir der Landeshauptstadt uns näherten, wurde auf der Strecke östlich von den Ardisethügeln mehr und mehr bemerkbar an der grössern Zahl der Landbevölkerung. Zwar blieb der Weg von den Dörfern und Heiligthümern immer etwas entfernt, doch waren diese offenbar zahlreicher als wir sie an den vorhergehenden Marschtagen gesehen hatten. Nach fast vierstündigem scharfem Ritte, während dessen wir eine grössere Anzahl theils natürlicher flacher Bachbetten, theils von Menschenhand angelegter Bewässerungsgräben überschritten hatten, gelangten wir an einen in die Ebene eingesenkten Thaleinschnitt; denn einen blossen Wasserriss dürfen wir die über zweihundert Meter breite und etwa 8 Meter tiefe Einsenkung nicht nennen, in welcher 2 grössere Wasserläufe dicht bei der Stelle, wo wir uns befinden, sich vereinigen. Der westliche Wasserarm fliesst in mehreren offenbar künstlich geleiteten und zur Bewässerung benutzten Kanälen, in deren einem wir beim Hindurchreiten eine Anzahl Schildkröten in der Verzehrung eines über fusslangen, unten silberschuppigen todtten Fisches stören. Der östliche Wasserlauf, Ued Nfis, ist ein etwa 10 Meter breiter, fast 1 M. tiefer Fluss, dessen Wasser am 1. 6. 72. 11. a. m. 22,5° C. warm war bei 28° Luftw. und 402 M. Höhe. Ausgedehnte Geröllbänke umgeben ihn, auf denen sich die in voller Blüthe prangenden Oleandersträucher zu schattigen Gebüschern gruppieren, während die steilen Uferhänge, welche aus Geröll und Kies der Gesteine des Atlas bestehen, hier und da kleine Parteen von Iggbäumen auf der Höhe wahrnehmen lassen. Im Schatten eines solchen kleinen Haines hält die Mehrzahl unseres Gefolges Rast, während einer unserer Beschützer vorausreitet, unsere nahe Ankunft in der Hauptstadt beim Gouverneur zu melden, und während wir selbst erst eine Ansicht der nördlichen Gebirgsgruppe aufnehmen, dann am Flussbett sammeln. Die Bergriesen des Atlas schimmern leider nur undeutlich durch die Dünste. Fast vier Stunden

reiten wir dann weiter durch die fruchtbare Ebene, in mehr nordöstlicher Richtung als bisher dem gewaltig aufragenden Thurm der Kutubia und der anmuthigen, grünen, waldähnlichen Blättermasse entgegen, die unserem Blicke die Häuser Maroccos verbirgt. Wohl haben wir bisher keineswegs eine baumlose Wüste passirt, aber ein angenehmes Gefühl ist es doch, eine zusammenhängende, stundenlang ausgedehnte grüne Baummasse zu erblicken und einer Stadt, unserem nächsten Ziele, zuzueilen. Beim Näherkommen tritt immer deutlicher hervor, dass das schöne Grün hauptsächlich von Palmen herrührt, die einen wahren Wald um die Stadt bilden, der sich namentlich nach Südosten und Nordwesten viel weiter fortzieht, als die Stadt selbst, deren Ausdehnung eine sehr bedeutende ist. Der Boden der Ebene steigt merkbar auf.

Noch sind wir über eine halbe Stunde von den Palmen entfernt, da fallen uns regelmässige Reihen tiefer Löcher auf, die in dem Kies- und Geröllboden bis über 10 Fuss tief hinabreichen und dicht neben einander liegen, so dass eben nur für ein Thier ein Pfad zwischen je zwei Gruben übrig bleibt. Wir fragen uns, ob diese Kiesgrubenreihen etwa zur Vertheidigung der Stadt angelegt sind, sehen aber bald darauf, wie daraus Wasser geschöpft wird und erfahren, dass sie den Lauf der Wasserleitungen bezeichnen, die in grosser Zahl vom Hochgebirge her hierhin führen.

Die Stadt Marocco (Merekäsch).

Um 3 Uhr 50 Minuten sind wir an einer kleinen Brücke über ein unbedeutendes Bächlein angelangt und über uns wölben die Palmen ihre Kronen. Unser vorausgeeilter Mokhasni wartet hier auf uns und mit ihm ein Unterofficier der Stadt, der uns wenigstens 10 Mal zuruft: Marhebebikon el Bascha (willkommen seid Ihr dem Bascha), der uns mit freudigem Antlitz die Hände schüttelt und uns sagt, wie sehr er sich freue, dass ihm die Ehre geworden uns, des Sultans und des Baschas hochwillkommenen Gästen, den ersten Gruss an den Thoren der Stadt zu bringen. Besondere Ehre solle uns hier als Deutschen, als Preussen zu Theil werden. Schon werde für uns eine schöne Wohnung hergerichtet, wir möchten nur kurze Zeit noch uns gedulden, ihm in einen Garten des Sultans folgen, bis die Wohnung im Stande sei. Das thaten wir denn gern und gelangten unter den hohen, oft zu 4 bis 5 aus einem Wurzelstock aufsteigenden Dattelpalmen hinreitend, von denen oft die blauen Mandelkrähen oder wilde Tauben oder auch unsere heimischen Staare aufflogen, nach den etwas verfallenen Lehmmauern, die den besagten Garten umschliessen. Eine Anlage in unserer Art war das freilich nicht, denn nur wenige Rosen und andere Zierpflanzen

standen da in einem sonst mit Gras bewachsenen Raume, den mächtige alte Stämme von Oliven, hohe Dattelpalmen und grosse Feigenbäume beschatteten, welche uns doch einen ziemlichen Schutz gegen einen kurzen Regenschauer gewährten. Der Gärtner aber, der uns schon erwartete, begrüßte uns wieder mit vielen „Marhebebikon“ und labte uns mit köstlicher Milch, wollte uns auch mit Aepfeln eine Freude machen; da aber diese unreif abgepflückt waren — wie wir auch lauter unreife Aepfel auf den Märkten sahen — so nahmen wir sie nur Höflichkeitshalber an. Nach kurzer Rast wurde uns gemeldet, das Haus für uns sei bereit, und so sassen wir denn wieder auf und ritten bald zum Bab Rub, dem Thor, hinein, während am Himmel ein schöner Regenbogen sich über uns wölbte. — Wir hatten nicht weit in die Stadt einzudringen, von der hier ein besonders ummauerter Theil, die Paläste des Sultans enthaltend, abgegrenzt ist. In diesen führt von der breiten Strasse, auf der wir uns bewegen, das mit schönen altarabischen Arabesken gezierte Bab Aguinau auf die Djemna Almansoria hin, deren viereckiger Thurm den grössten Theil seines bunten Ziegelschmuckes verloren hat. Während wir noch diese alten Gebäude betrachten, werden wir zu einem nahen Gartenthor geleitet, dort von 6 Soldaten, der uns gegebenen Ehrenwache, mit abermaligem „Marhebebikon“ begrüßt und zu der mitten im Garten Mamunia gelegenen Villa gebracht. Wenig verzierte, doch sorgfältig gearbeitete Aussenmauern umschliessen dieselbe; wir treten durch einen weiten Gang auf den inneren Hof, in dem ein Springbrunnen aus weissmarmorernem Becken früher gesprudelt hat.

Eine nicht eben breite Steintreppe führt in den ersten Stock, dessen westliche Hälfte wir beziehen, weil dort ein Balkon auf den Garten hinaus führt und von hier wie von dem Zimmer, in welches uns ein kostbarer Teppich und ein Paar Matratzen und Kissen als ganzes arabisches Ameublement gebracht worden sind, der grosse Thurm der Kutubia sich schön präsentirt. Das selbe Zimmer haben Hooker und seine Begleiter im vorigen Jahre, hat vorher Sir Moses Montefiore (1864) und andere vom Sultan selbst gastlich empfangene Fremde, Gesandte z. B. bewohnt. Die Stuckaturarbeit an den Säulen der offenen Vorräume vor den Gemächern, die zierlichen maurischen Bögen über den Säulen, die Schnitzerei und teppichartige Bemalung der Thüren und Thürpfosten mit Gold und bunten Farben geben ein Zeugniß, dass die Baukunst noch nicht erstorben ist in diesem Lande, wenn sie sich auch, wie schon früher, hauptsächlich auf die Ausschmückung des Innern der Gebäude richtet, die nach aussen eine oft übertriebene Einfachheit zur Schau tragen. Aber man sieht, dass die Villa nicht mit der Liebe unterhalten und gepflegt wird, mit der sie angelegt und

gebaut wurde. In die Tragbalken sind Löcher eingefault, hinter Bretern der Bekleidung haben Tauben und Staare den Platz zum ungestörten Nisten gefunden, der grüne Anstrich solchen Gezimmers ist abgebröckelt, ja das flache Dach ist an einer Stelle eingebrochen.

Die Geschichte des Hauses ist für hiesige Zustände bezeichnend. Ben Dris, der erste Minister, baute dasselbe am Anfange dieses Jahrhunderts, und als er starb, wollte der Sohn natürlich das Erbe antreten. Der damalige Sultan aber fand, dass ihm das mit Geschmack eingerichtete Haus und der schöne Garten ringsum convenire, und erwarb es als Herrscher, d. h. ohne den Erben seines obersten Beamten zu entschädigen, da ihm doch alles Eigenthum seiner Unterthanen gehört.

An dem herrlichen Garten erfreuten wir uns am anderen Tage, da man uns sagte, der Gouverneur, el Graui, könne uns erst Abends empfangen, und ehe wir ihm unsere Aufwartung gemacht, sei es unpassend, uns in der Stadt blicken zu lassen. Hohe Cypressen und Pappeln stehen dicht am Hause, von dem 4 grössere Gartenwege ausgehen. Einer davon bildet eine Rebenlaube mit riesigen Weinreben, deren fast einen halben Schuh dicke Stämme an Palmbaumpfählen hinaufgeklettert sind zu dem auf Schilfrohr ruhenden schattigen Laubendach. Golden strahlen von hohen Stämmen herab zahllose Aprikosen, eine grössere und häufiger eine kleine besonders wohlschmeckende Sorte. In gewaltigen Bäumen erheben sich die Oliven, die Mandeln und die Feigen, überragt noch von schlanken Palmen, während der Jasmin und der Granatbusch mit den herrlichen Blüthen dem Boden näher bleiben und noch mehr die Rosen und Malven. An der Wasserleitung aber, die den Garten durchzieht und uns Conchylien, Fische und eine Wassernatter liefern muss, stehen graue Weiden. Unter den Bäumen freilich sieht es etwas verwildert aus.

Fast noch mehr Anziehung übte auf uns das flache Dach des Hauses, von wo wir die Stadt mit ihren Gebäuden, mit den Thürmen und den Ruinen, auf denen ganze Reihen klappernder Störche sitzen, überblicken und auf die schattigen Kronen der Obstbäume und der unzähligen Palmen hinsehen, die zwischen den Gebäuden und um diese her grünen. Ueber diese nächste Umgebung hin sieht das Auge im Osten und im Westen die ausgedehnte Ebene, im Norden ein lieblich geformtes abwechselungsreiches Gebirge, im Süden aber steigt über der weiten Ebene der langgestreckte Kamm des Atlas empor, dessen fernste Gipfel zwar nur im Morgenstrahl der aufgehenden Sonne oder kurz vor dem Abendroth glänzen, dessen Hauptmasse aber fast stets scharf hervortritt. Gegen Südosten steigen hohe, weiss beschneite Pyramiden empor; im Süden erhebt sich eine langgestreckte Gebirgsmauer, deren einzelne

Gipfel nur wenig über den Kamm aufragen, über dunklen Vorbergen, welche die weissen Schneestreifen des Hochgebirges zu berühren scheinen; nach Südwesten hin wiederum sind Kuppen und Kegel sichtbar, die hoch über die sie trennenden Pässe hinwegsehen.

In diesem entzückenden Anblick schwelgten wir manche Stunde, hier wurde mit den Messinstrumenten gearbeitet und versucht, das grossartige Panorama mit dem Bleistift auf dem Papier wiederzugeben.

Am Nachmittag des 2. Juni, 24 Stunden nach unserer Ankunft, war freilich von der Herrlichkeit wenig zu sehen, ein gewaltiges Gewitter zog von Norden herauf, der Sturm heulte in den Bäumen um uns her, die sich ächzend beugten, furchtbare Regengüsse strömten aus den dunklen Wolken hernieder, und rollender Donner folgte den flammenden Blitzen. Noch zuckten diese um die fernen Atlasgipfel, als wir an der Alman-soria vorbei zur Audienz bei dem Gouverneur der Atlasprovinzen, dem Kaid Brahim el Graui ritten, wohin uns ein Krieger mit leuchtender Laterne voranging, während unsere Diener mit den Geschenken, einem Kasten mit Suhler Revolvern und einem feingearbeiteten Haik, folgten.

El Graui ist ein greiser Mulatte mit Zügen, die von nicht über-grosser geistiger Regsamkeit, wohl aber von Sinnlichkeit zeugen. Er empfing uns in einem kleinen, ebener Erde gelegenen Zimmer, umgeben von Soldaten und Beamten, die auf den Knien das Papier zum Schreiben liegen haben. Für uns sind europäische Stühle aufgestellt, der Dol-metscher legt sich vor des Gouverneurs untergeschlagene Beine auf den Teppich und übersetzt uns die freundliche Ansprache, die uns mit seinem und des Sultans herzlichen Willkommensgruss an die deutschen Reisenden die Erfüllung all unserer Wünsche verheisst. Nach kurzem Aufenthalte werden wir wieder entlassen, zugleich aber gebeten, noch nicht die Stadt zu besuchen. Denn diese steht unter einem anderen Kaid, Ben David, der mit el Graui verfeindet ist, überdiess jetzt krank, so dass seine Erlaubniss nicht rasch eingeholt werden kann.

Morgen werde er diese Erlaubniss jedenfalls mit Rücksicht auf ein muhammedanisches religiöses Fest verweigern. —

Am 4. Juni geht der Besuch der Stadt vor sich. Ganz gegen unsern Willen und absolut unnöthiger Weise, angeblich um uns eine grosse Ehre anzuthun, erhalten wir eine grosse Bedeckung, aus zwei berittenen Unterofficieren des Kaid's bestehend und neun Soldaten zu Fuss, alle mit Gerten bewaffnet, mit denen dieselben trotz unserer Abmahnung, bis wir es ernstlichst verbieten, die vorübergehenden Leute schlagen, wenn dieselben sich nach uns umdrehen oder wenn vor uns ein Gedränge aus anderen Ursachen entsteht. Diese Ehrenwache also escortirt uns, wie hierzulande gefährliche Strolche transportirt werden,

und ist uns natürlich mehr hinderlich als förderlich, ganz abgesehen davon, dass sie 25 Franken kostet, welche die Leute so rasch als möglich verdienen wollen, uns also genauere Besichtigung der Gegenstände nach Kräften erschweren. Für das gute Naturell der Landeskinder spricht es übrigens, dass wir mehr murrten als die Geschlagenen selbst, die unsertwegen einen Ruthenstreich erhielten, und dass der gewiss wunderlich aussehende Zug der zwei europäisch gekleideten Männer mitten unter der militärischen Begleitung weniger begafft und durch die Volksmenge aufgehalten wurde, als wenn bei uns von einer Soldaten- oder Schutzmannspatrouille Chinesen in Nationaltracht über die Strasse geleitet würden. Zuerst werden wir an dem unansehnlichen Grabmal des Gründers von Marocco, des Sidi Jussef ben Tasch'fin (454 hedjr.), vorbei nach der durch den hohen und architectonisch verzierten viereckigen Thurm ausgezeichneten Kutubia-Moschee geführt. Die innern Hallen der Kirche, von niederen Pfeilern getragen, können wir natürlich nur rasch im Vorübergehen, nicht näher betrachten. Der Thurm, das Werk Gebers, des Erbauers der Giralda von Sevilla und des Hassanthurmes von Rabat, hat den grössten Theil seines bunten Ziegelschmuckes verloren, am Zinnenkranz haben neuerdings Reparaturen stattgefunden.

Ein altes halbverfallenes Thor nördlich vom Thurm zieht noch durch seine Arabesken-sculptur die Aufmerksamkeit auf sich, auch einige Fensterbögen an den hier mitten in der Stadt stehenden Ruinen. Durch enge Gassen niederer Lehmwände geht es nun weiter. Hier und da hängen schöne Rebenlauben über den Strassen, die dadurch freundlich erscheinen. Genau besehen darf man aber den unreinen Boden derselben nicht, der wohl erklärt, warum Niemand mit den Schuhen, die er auf der Strasse getragen, in irgend ein Zimmer tritt. Hier ist diese Unreinlichkeit noch schlimmer als in der Türkei, denn hier versehen den Dienst der Strassenreiniger nicht einmal Hundeschaaren oder Schweine, denen dies Amt in einigen Städten Griechenlands übertragen ist.

Zwischen den fensterlosen Lehmwänden hingehend glaubt man sich auf das Feld versetzt; begrenzen, wie es oft der Fall, diese Mauern Gärten, deren Bäume die Strasse beschatten, oder wandelt man unter einer Rebenlaube, so meint man in einem anmuthigen Dorfe zu sein, und dorffartig ist und bleibt der Gesamteindruck der Stadt. Ausser der Kutubia und einer, immerhin nur mässig ausgestatteten Brunnenanlage, die weit hinter den schönen Brunnen Constantinopels zurückbleibt, sahen wir kein bemerkenswerthes Gebäude; alles Andere ist eng, winklig, niedrig, staubig und schmutzig in den Strassen. Die Fonduks, welche für Fremde, namentlich Kaufleute bestimmt sind, stehen fast

leer, auf den Strassen ist trotz ihrer Enge selten eine rege Bevölkerung gedrängt. Etwas lebhafter sind freilich die Bazare: Reihen kleiner Buden, in denen die Geschäftszweige und Gewerbe zunftweise vertheilt sind. Geschickt, wenn auch in ursprünglicher Weise, wird in diesen Buden gearbeitet. Der Drechsler hält mit der einen Hand den Bogen, mittelst dessen er die Stange mit dem zu verarbeitenden Elfenbein- oder Holzstücke dreht, während er den Meissel mit der andern Hand und mit dem Fusse lenkt. Eng ist der Raum: der Arm des Stickenden, der einen kostbaren Frauenpantoffel arbeitet, berührt die Wand, wenn der Goldfaden herausgezogen wird. Hier stehen Körbe voll dürrer Hennablätter und andere voll Antimonglanz aus Sus, der zu Enthaarungsmitteln der Damen dient. Feilgehalten werden neben frischen und getrockneten Datteln eine kleine Art von Feigen und anderes Obst. Dort liegen Haufen von Schnecken zur Speise, wir hofften darunter eine seltene Art zu finden, aber man scheint ausschliesslich die *H. lactea* zu essen, von der übrigens eine mehr oder minder stark albino-hafte, von der Sonne gleichsam gebleichte Varietät auf dem Markte fast vorwaltet vor der normal gefärbten. Die Zwergform derselben Art, die wir dicht nördlich vor Marocco am Gilishügel mit gänzlichem Ausschluss der grossen Normalform sammelten, kommt nicht zum Markte.

Auf besondern Wunsch zeigte man uns auch die relativ grössten Industrieetablissemments der Stadt, die freilich in keinem Vergleich auch nur mit mittelgrossen Anlagen Europas stehen. Ausgedehnten Raum nehmen besonders noch die Gerbereien und die Maroquinbereitungen ein, trotzdem jetzt das meiste bunte Leder aus Europa importirt wird. Man gerbt mit der Rinde des Granatbusches wie bei uns mit Eichen- oder Fichtenrinde und erzeugt dann namentlich noch rothes und das bei der Schusterei hier vorwaltend gebrauchte hellgelbe Leder.

Zum Zermahlen des Getreides, wie zur Olivenölbereitung und zum Pulvern der Granatrinde sind Rossmühlen im Gebrauch. Der Mühlstein bewegt sich vertikal im Kreise um einen viel grösseren Unterlagenstein. Ausser diesen sind Handmühlen für das Getreide im Gebrauch. Diese kleinen wie die grossen Mühlsteine werden in der Stadt selbst aus einem Greisen gehauen, der von den nördlich gelegenen Gebirgen kommen soll. Teppiche sahen wir bereiten und Seidenzeuge weben auf kleinen Handwebstühlen.

Als wir den einen Weber nicht zu Hause gefunden und uns eben wieder entfernen wollten, eilte ein vornehmer Araber, der auf der Strasse vorbeireitend davon gehört hatte, dass wir uns für das Gewerbe interessirten, hier aber dasselbe nicht ausüben sahen, vom Ross abzustiegen und uns die halsbrechend enge Treppe des Weberhauses hinauf

voranzugehen, setzte sich an den Webstuhl und zeigte uns die Manipulation, sich entschuldigend, dass es nicht rasch gehe, er habe in mehreren Jahren zwar nicht gewebt, die Fertigkeit aber erlerne fast jeder hier in seiner Jugend.

Israeliten dürfen in der Araberstadt Maroccos nur barfuss gehen; das war der Grund, warum unser Dolmetscher unter dem Vorwand, El Graui habe ihn citirt um über unsere Weiterreise mit ihm Rücksprache zu nehmen, uns nicht dorthin begleitete und indess nach der Judenstadt Schnaps trinken ging. Dieses von besonderer Mauer umschlossene Viertel, die Melha, konnten wir später als die eigentliche Stadt und mit nur einem militärischen Beschützer besuchen. Es ist belebter, der Handel dort reger als in der unter Ben Daudid stehenden Stadt; seine Grösse mag der Mogadors etwa gleich kommen. An Schmutz, Abfällen und Staub sind die Strassen noch reicher als die der Maurenstadt; die Mehrzahl der Häuser ist ebenfalls niedrig, und viele sehen mit halb verfallenen Wänden und mit Stroh- oder Schilfdächern gar ärmlich aus. Einige aber sind gross, hoch und geräumig, doch oft selbst in diesem Viertel recht dürftig, und wenn man auch kostbare Spiegel und andere Möbel aus Europa hier sieht, so fehlt es an gewöhnlichen Gegenständen unseres täglichen Gebrauches, namentlich an Tischen, die selbst in den Läden und Comptoirs grösserer Geschäfte von uns, nicht aber von den Besitzern, vermisst werden.

Schon aus den Berichten früherer Reisender und aus dem — für den Geologen recht betrübenden — Mangel an Steinbrüchen im Lande wussten wir, dass auch in der Hauptstadt Steinbauten selten seien; dass aber selbst Ziegelsteinmauerwerk so sehr hinter der Anwendung von blossen Lehmmauern (Wellerwänden) zurücktreten würde, wie wir beobachteten, hatten wir nicht geglaubt.

Der zum Thurm der Kutubia verwendete graue Kalkstein dürfte den Gilishügeln entstammen, trotzdem jetzt gefabelt wird, die Steine dieser Hügel verbänden sich nicht mit Mörtel. Aber dieses Gerede rührt vielleicht daher, dass die Maroccaner nicht recht verstehen, Kalk zu brennen, eine Kunst die wir auch in den Kalkgebirgen nicht im Grossen anwenden sahen. — Von dem zu den Arabeskenverzierungen des Aguinau-Thores und einiger anderen alten Thore verwandten Thonschiefer behauptet man, dass derselbe aus Andalusien eingeführt sei; vermuthlich entstammt aber auch dieser den Bergen unfern Marocco.

Die Bevölkerung von Marocco wird wohl mit Recht von dem mehrere Jahre dort ansässig gewesenenen französischen Kaufmanne, H. Paul Lambert, (Bull. soc. géogr. Paris 1868, Febr., S. 33 Sep.-Abdr.) auf nur 50 000 Einwohner veranschlagt; nur erschien uns die Ziffer von

blos 6000 Juden etwas zu gering bei der Fülle von Kindern, die wir dort in der Melha sahen.

Ausser diesem in Marocco noch unter einem harten Drucke seufzenden Volksstamme, der trotz alledem nicht nur Reichthum, sondern auch eine relativ hohe Bildung sich anzueignen versteht, ist eine mannigfaltige, ethnographisch interessante Menge in Marocco zu beobachten.

In verhältnissmässig grosser Anzahl begegnen wir Mauren mit feingeschnittenen Zügen und wohl gekrümmter Nase, oft mit sehr heller Hautfarbe, blondem Haar, rothem Barte und blauen Augen. Man würde nach den Zügen allein oft auf einen deutschen Landsmann schliessen können. Diese rothbärtigen Männer sollen übrigens zum Theil aus Fez hierhergezogen und dieser Typus dort noch viel mehr als in Marocco selbst verbreitet sein.

Die dunkler gefärbten Araber haben zum Theil auch edle Gesichtszüge, zum Theil aber derbere Formen.

Die Berbern pflegen auch dunkelhäutig zu sein; das Gesicht ist breiter als bei den Mauren und Arabern. Hier in der Hauptstadt sind besonders unter dem zerlumpten, zigeunerhaft aussehenden Proletariate viele Berbern.

Vollblutneger sind zahlreich; das krause Haar und die zum grossen Theil glänzend schwarze, wie mit Tusche gemalte Farbe der Haut zeichnen sie aus, oft auch die buntere Farbenmischung der Gewänder. Viele sind als Sklaven, manche freiwillig hierher gekommen.

Reine Typen dieser muhamedanischen Volksstämme sind übrigens vereinzelter als die sehr zahlreichen Mischlinge, unter denen besonders häufig, bis in die obersten Beamtenkreise hinauf, die Mulatten mit mehr oder minder erhaltenem Negertypus auffallen.

Die Frauen, welche man auf der Strasse sieht, gehen meist wie in schmutzige Säcke eingehüllt einher und tragen Lappen oder Tücher vor dem Gesicht. Besonders oft sieht man hier vor den Frauengesichtern dunkelblauen derben Kattun mit Reihen weisser, kreisförmiger Tupfen. Bisweilen wurden diese statt der verschönernden zarten Schleier der Türkinnen getragenen Kopftücher gelüftet, um uns zu betrachten. Dann sahen wir in der Regel Tätowirung des Kinnes, des Halses und des Busens, meist mit dunkelblauer Farbe hergestellt, nicht mit der nur vorübergehend braun färbenden Henna, mit der die vornehmen Araberinnen und Jüdinnen die Nägel färben und Zeichnungen gestickter Handschuhe auf die Hände und Unterarme malen. Auffallend oft nimmt die Tätowirung des Kinns die Form eines Kreuzes an. Die Tätowirung

an Hals und Busen scheint Halsketten mit Gehängen vorstellen zu sollen.

El Graui hat zwar unseren wiederholten Besuch nicht persönlich erwidert, aber er sandte, uns zu erfreuen, die ersten Tonkünstler der Stadt, welche uns mit Musik und Gesang ein Ständchen zu bringen hatten. Leider waren die vier musikalischen Israeliten nicht ganz in der Harmonielehre erfahren, und ihr Gesang war für unsern Geschmack ein allzu näselnder. —

Von angesehenen israelitischen Kaufleuten und auch von maurischen Freunden aus Fez erhielten wir Besuche.

Eines Tages meldete sich ein Schlangenbändiger aus Sus, dessen Künste wir bewundern sollten. Unsere arabischen und israelitischen Diener und die Mokhasni geriethen schon in einige Aufregung, als der Wundermann sich und uns von einigen ungefährlichen Schlangen (*Zamenis hippocrepis* L. sp.) umschlingen liess, und als diese nach dem Klange seines Instrumentes gewissermassen tanzten.

Dann kamen aber Trugnattern, *Caelopeltis insignitus* Geoffr., an die Reihe und machten die gleichen Kunststücke, zuletzt auch die gefährliche *Vipera arietans* Merr. in einem sehr stattlichen Exemplar. Die Caelopelten schon liess unser Schlangenbändiger, als er sie aus dem Behälter herausnahm, ein paar Male kräftig in das dicke Wollenzeug seiner Bekleidung einbeissen, ehe er mit denselben weiter handhierte, die Viper aber reizte er anfangs sehr stark, dass dieselbe wüthend in den Wollenstoff biss; erst nachdem vermuthlich alles Gift so entleert war, musste auch dieses Thier sich produciren und an uns empor klimmen, war aber augenscheinlich das am wenigsten gezähmte. Leider ist von dem schönen Thier, das wir dem Schlangenbändiger abkauften, nur der Kopf mit dem 17,5 mm. langen Giftzahn erhalten geblieben.¹

Unser Schlangenbändiger hatte noch ein paar Ziegenhörner voll Scorpionen bei sich, die er in den Zwischenpausen zwischen den Productionen der Schlangen ausschüttete und auseinander laufen liess, mit unglaublicher Gewandtheit die Thiere dann wieder mit den Händen einfangend, so dass der Stachel nie in seine Haut eindringen konnte. —

In der nächsten Umgebung der Stadt besuchten wir die im Nordwesten aufragenden Gilishügel. Dieselben bestehen aus, leider versteinungsleeren, Flaserkalken, ähnlich den oberdevonischen Kramenzelkalksteinen, doch dunkler gefärbt, und aus dunklen Thonschiefern, welche Gesteine, wie die der Ardisethügel, in hora 9 streichen und

¹ S. Böttger, Reptilien von Marocco, im 9. Bde. der Abhandlungen der Senckenbergschen naturf. Ges. zu Frankfurt a/M.

nach Nordosten einfallen. Auch diese Hügel sind Klippen, welche aus dem aufgeschwemmten Boden der grossen Ebene hervorragen. Der Südostfuss der Hügel liegt in etwa 452 M. Höhe, der südwestliche Hügel erreicht etwa 500, der mittlere fast 520 M. Höhe. — Etwas Brauneisenstein mit Aragonit und Kalkspath scheint zu Schürfungen Veranlassung geboten zu haben, die jedoch mehr den unter dem „eisernen Hut“ vermutheten Erzen als dem Eisenstein gegolten haben dürften.

Während unseres 5 tägigen Aufenthaltes in Marocco (vom Abend des 1. bis zum Morgen des 6. Juni 1872) wurde das Fortin'sche Barometer 14 Mal abgelesen und wurden eine Menge Beobachtungen über den Stand der Aneroide und der Thermometer gemacht. — Der Barometerstand schwankte (trotz des starken Gewitters am 3. Juni) um kaum 3 mm bei den directen Ablesungen, oder bei auf 0° reducirtem Stande, um 2,6 mm. Der mittlere auf 0° reducirte und corrigirte Stand war 721,84 mm., die Extreme: 720,65 mm am 3. Juni Abend 7 Uhr beim Gewitter und 723,22 mm. am 6. Juni früh 4¹/₂ Uhr vor unserer Abreise von Marocco. Die Temperatur, gegen Sonnenaufgang zwischen 17 und 19° C. zeigend, stieg rasch und meist gleichmässig so an, dass mehrfach schon um 9 Uhr 26 bis 27° erreicht waren; die grösste Tageswärme (im Schatten 32° am 3. und 4. Juni, sonst 30,5 bis 31,5°) wurde gegen 3 Uhr pm. erreicht, bis gegen 8 Uhr Abends hielt sich dann die Wärme über 28° und sank erst dann rasch und gleichmässig zu dem kurz vor Sonnenaufgang stattfindenden Minimum herab. Ueber die Luftfeuchtigkeit haben wir leider Beobachtungen nicht angestellt, da durch einen bedauerlichen Zufall die feiner als auf 1° C. getheilten Thermometer in Mogador geblieben waren. Nach den correspondirenden Beobachtungen der Thermometer und der Aneroide, welche während unserer Reise in Mogador durch den französischen Consul, Herrn Beaumier,¹ und durch unseren Gastfreund, Herrn Cohen,¹ angestellt wurden, berechnet sich die Meereshöhe von Marocco, Haus Ben Dris in der Mamunia (Erdboden, 5 Meter unter dem Aufstellungspunkte unseres Barometers), zu 483 Metern. Das ist eine um 53 Meter bedeutendere Höhe als Beaumier aus seinen Aneroidbeobachtungen in Marocco 1868 erschlossen hatte (Bull. Soc. de géogr. de Paris 1868. Seite 13 des Separatabdruckes). Trotz der Zuverlässigkeit des von uns

¹ Vom 1.—6. Juni 1872 war in Mogador die mittlere Temperatur 19,33° C., und zwar früh 8 Uhr 18,2°, Nachmittags 2 Uhr 21,5°, Abends vor 10 Uhr 18,33°. Der mittlere corrigirte Aneroidstand war (bei 3,5 mm. Schwankung im Ganzen)

im Beaumier'schen Hause	16,65 M. über dem Meere	762,36 mm.
im Cohen'schen Hause	12,00 M. über dem Meere	762,66 mm.

benutzten Barometers ist die von uns ermittelte Höhe nur ein Näherungswerth, da unzweifelhaft schon der Umstand das Resultat modificirt, dass Marocco ein heisses Continentalklima hat, Mogador aber durch den Passat gekühlt wird.

(Schluss folgt.)

Am Cooper Creek.

Von

Dr. E. Jung.

1. Die Erde.

Unter den zahlreichen Steppenflüssen, die den wasserarmen Boden Australien's durchfurchen, ohne das Meer zu erreichen, ist wohl der, welcher als Thomson, Barcoo River oder Cooper Creek bekannt ist, der bedeutendste. Den ersten Namen führt er in seinem oberen Lauf, den zweiten im mittleren und den letzten auf der unteren endlichen Strecke, ehe und nachdem er sich in zahlreiche Arme spaltet und dem grossen Salzsumpfe des Eyresee zuwendet. Schon als Barcoo in seiner nordsüdlichen Richtung breitet er sich über weite Ebenen in verwirrender Weise aus, so dass oft das Hauptstrombett von den Nebenflüssen nicht zu unterscheiden ist, ja oft irren die kleinen, sich nach allen Richtungen verzweigenden Wasserfurchen so labyrinthisch durch die Ebenen, dass von einem Flusse die Rede kaum sein kann. Wo sich der Lauf nach Westen wendet, wird das Strombett markirter, die Gewässer begnügen sich mit einem Hauptcanal oder verzweigen sich doch in mässiger Weise, bis zur grossen Bifurcation auf südaustralischem Gebiet, wo der stärkere Arm sich nach Nordwesten wendet, während der schwächere, zuerst in unzähligen, seichten Wasserbahnen, später als enger, oft flacher, kaum erkennbarer Kanal unter dem Namen Streleczi Creek nach Süden dem Salzsee Blanche zufliesst. Dieser grosse Steppenfluss Australien's wird nur in seinen ersten Anfängen durch kleine, spärlich fliessende Quellen gespeist, sein ganzer übriger Lauf ist auf die periodischen Regen angewiesen, die zuweilen mit tropischer Heftigkeit niederstürzen. Aber die Wasserfluthen müssen ebenso den durstigen, in weiten Rissen klaffenden Boden tränken, sie müssen unzählige, kleine Nebenarme und Lachen füllen, und eine Fluth, die sich am oberen Barcoo ergiesst, hat einen weiten Weg zu wandern und viel von ihrer Fülle zu spenden, ehe sie geschwächt